

Arbeiterzeitung

Wochenblatt für das werktätige Volk ★ Mit der Beilage „Die Quelle“

Bezugsbedingungen: Für Deutschösterreich monatlich S 1.—, vierteljährlich S 3.—, Einzelnummer 25 Groschen
Es wird gebeten, das Abonnement im voraus zu bezahlen
Telephon: St. Pölten Nr. 76 • Postcheckkonto 175.831

Amstetten-Waidhofen

28. April 1928

Redaktion und Verwaltung: St. Pölten, Seifstr. 6
Unfrankierte Briefe können nicht angenommen werden
Anonyme Zuschriften können nicht berücksichtigt werden
Telephon: St. Pölten Nr. 76 • Postcheckkonto 175.831

Soch der 1. Mai, der Weltfeierlag der Arbeit und des Sozialismus!



Arbeitsbrüder und Schwestern in Stadt und Land!

Die Sozialistische Arbeiter-Internationale und der Internationale Gewerkschaftsbund rufen die Arbeiter der ganzen Welt auf, am 1. Mai Kundgebungen zu veranstalten.

**Für den Völkerverfrieden und die internationale Abrüstung!
Gegen den Fascismus und die Internationale Reaktion!**

Mit diesen Kampfzielen der Arbeiterklasse aller Länder verbinden wir unsere besonderen:

- Nicht Abbau, sondern Ausbau des Mieterschutzes!**
- Heraus mit einem dauernden Pächterschutzgesetz!**
- Für die Inkraftsetzung der Alters- und Invalidenversicherung!**
- Für die Gleichberechtigung der Land- und Forstarbeiter mit den Industriearbeitern!**

Heraus zur Feier des 1. Mai!

Aus dem Inhalte:
Der Kampf der Textilarbeiter
Aus der „Heimwehr“!
Schacher mit Seldentum
Das Betriebsunglück in Traismauer

Die Beilage „Die Quelle“ bringt unter anderem: **Chinesische Küche** — **Vor arabischem Gerichte** **Destaudanten!**

Wahlstieg in Kärnten.

Die Gemeinderatswahlen in Kärnten haben der sozialdemokratischen Partei einen schönen Erfolg gebracht. Die Partei kann einen Reingewinn von 88 Mandaten, bemerkenswerterweise vorwiegend in den ländlichen Gegenden, buchen. In einer ganzen Anzahl von Gemeinden wird die sozialdemokratische Partei den Bürgermeistern stellen. Dieser Wahlerfolg, der sich würdig an Vorarlberg, an Bruck, an Währing anschließt, hat Herrn Dr. Ignaz Seipel neuerlich bewiesen, daß der von ihm erträumte Rück nach rechts eben nur ein Traum bleibt.

Niederösterreich. Gemeindevahlen.

Am 22. d. M. fanden in mehreren Gemeinden die Neuwahlen statt. In Deutsch-Wagram gewannen wir 150 Stimmen und ein Mandat. In Wimpasing, wo der Fabrikdirektor die gegnerische Agitation leitete, verloren wir trotz eines Stimmenverlustes von nur 30 Stimmen ein Mandat. In Klein-Höflein behaupteten wir Mandat- und Stimmenzahl. In Albern waren bisher 7 Christlich-soziale und 5 sozialdemokratische Gemeinderäte. Dort gewinnen wir ein Mandat, so daß die christlichsoziale Mehrheit gebrochen ist. In Tiefenbach (Bezirk Waidhofen a. d. Thaya) war nur eine Liste der Bürgerlichen aufgestellt. Wie „beiläufig“ diese Liste sein muß, erhellt daraus, daß von 83 Wahlberechtigten nur sieben Stimmen (nämlich von den Mitgliedern der Wahlkommission) abgegeben wurden. Auf Grund dieser 7 Stimmen erschienen 3 ebn Gemeinderäte gewählt.

Rintelen — Landeshauptmann.

Im zweiten Wahlgange und da nur mit der Mehrheit der gültigen Stimmen wurde Herr Rintelen vom steirischen Landtage zum Landeshauptmann gewählt. Diese Wahl war nur durch den Umfall der Großdeutschen möglich. Seipel sieht also einen seiner gefährlichsten Rivalen wieder aus der Versenkung emporklettern . . .

Nationalrat.

Nach einer Pause von sechs Wochen ist der Nationalrat am Mittwoch den 18. d. M. zu einer Sitzung einberufen worden. Schon die lange Pause ist ein Zeichen, daß die Regierung Seipel nicht mehr vorwärts kann und von einer Verlegenheit in die andere kommt. Auch diese Sitzung hat mehr den Zweck hervorgerufen, in der Öffentlichkeit wenigstens noch den Schein

einer gewissen Tätigkeit zu erhalten. Aber niemand täuscht sich darüber, daß der Nationalrat sich gegenwärtig wieder in einer Krise befindet, von der die Regierung nicht recht weiß, wie sie zu beseitigen wäre.

Präsident Niklas eröffnet um 3 Uhr die Sitzung und hält zunächst den verstorbenen christlichsozialen Abgeordneten Eisehuber und Dr. Schönbauer einen Nachruf. Als Ersatzmänner der verstorbenen Abgeordneten leisten die neu eingetretenen Abgeordneten Gruber und Doppler die Anrede.

Im Einlaufe der Sitzung befindet sich eine Anfrage der Abgeordneten Müller, Schneberger und Genossen an den Bundesminister für Handel und Verkehr, betreffend das

Eisenbahnunglück in Scheibbs.
In der Anfrage wird darauf verwiesen, daß auf der Eisenbahnstrecke Pöchlarn-Rienberg-Gaming seit der Erbauung — das sind 50 Jahre — der Oberbau keiner Reparatur unterzogen wurde. Wiederholt haben die verantwortlichen Streckenaufsichtungsorgane auf die Erneuerung des Oberbaues auf gewissen Stellen der Strecke nachdrücklich aufmerksam gemacht, ohne daß sich die Bundesbahndirektion veranlaßt gesehen hätte, diesen Vorkstellungen Beachtung zu schenken. Im Gegenteil! Man hat die Strecke weiter in dem Zustand gelassen und obendrein einen radikalen Abbau beim Streckenpersonal durchgeführt. Der Minister wird nun gefragt, ob er bereit ist, die schuldigen Organe der Bundesbahndirektion zur Verantwortung zu ziehen und dafür zu sorgen, daß die Strecke in einen betriebsfähigeren Zustand versetzt wird.

Auf der Tagesordnung stehen kleine Gesetzentwürfe, so ein Abkommen über die internationale Registrierung von Fabriks- und Handelsmarken. In der Verhandlung wies Abgeordneter Dr. Ellenbogen auf die Stagnation der parlamentarischen Tätigkeit und auf das Unvermögen der Regierung hin, die Frage der noch immer drückenden Arbeitslosigkeit wenigstens einigermaßen zu meistern. Im Gegenteil gebe der kürzlich geschlossene Vertrag mit Ungarn, der Mehl und Brot verteuern werde, ohne daß der heimischen Mühlenindustrie geholfen wird, Anlaß zu schwersten Befürchtungen. Ellenbogen fordert dann das Inkrafttreten der Altersversicherung, die Gleichstellung der Land- und Forstarbeiter und die Erhöhung des Krankengeldes, und tritt dann den erzreaktionären Absichten der Mehrheit, dem Antiterrorgesetz, dem sogenannten Gesetz gegen Schmutz und Schund und der fortschreitenden Politisierung der Wehrmacht entgegen. Er überläßt es den Wählern der Einheitsliste, die nötigen Schlussfolgerungen zu ziehen aus den Zermürbungen unter den Einheitsparteien und aus der beispiellosen Versumpfung des öffentlichen Lebens.

In das Rauratorium der Kriegsgeschädigten werden dann Holz und Parik, als Ersatz für Amalthea Seidl und Bierbaumer gewählt.

Die Finanznot des Landes und der Gemeinden.

Der Kampf um die Bedeckung der Befoldungsregelung abgeschlossen. — Die Einziehung von Abgabenertragsanteilen durch die Sozialdemokraten abgewehrt. — Keine Erhöhung der Licht- und Gassteuer.

Der Vorschlag des Landes Niederösterreich für das Jahr 1928 weist bekanntlich einen unbedeckten Abgang von rund 7 Millionen Schilling auf. Nachdem nun der Bund eine Befoldungsregelung für die Bundesangestellten durchgeführt hat, muß auch das Land eine entsprechende Gehaltsregulierung vornehmen. Der Aufwand hierfür beträgt beiläufig 4 Millionen Schilling, um welchen Betrag natürlich der unbedeckte Abgang im Landeshaushalt sich vergrößert.

Um eine wenigstens teilweise Deckung dieses Abganges und insbesondere des Aufwandes für die Befoldungsregelung herbeizuführen, hat bekanntlich der Finanzreferent des Landes vorgeschlagen, es sollen

20 Prozent der den Gemeinden zukommenden Abgaben-Ertragsanteile zugunsten des Landes

eingezogen werden. Dieser Vorschlag wurde angefaßt des Widerstandes der sozialdemokratischen Landtagsfraktion vom Finanzreferenten schließlich zurückgezogen. Er schlug dann eine gestaffelte Einziehung der Abgabenertragsanteile vor in der Art, daß den größeren Gemeinden etwa 10 bis 15 Prozent der Abgabenertragsanteile und dann je nach der Größe der Gemeinden abgestuft bis zu 30 Prozent der Abgabenertragsanteile eingezogen werden sollte. Unter dem Druck der großen Konferenz, die der Gemeindevorstand am 2. April l. J. im Landtagsitzungsaal abgehalten hat, haben die sozialdemokratischen Unterhändler in den Parteienverhandlungen es durchgesetzt, daß auch dieser Vorschlag schließlich gefallen ist. Nachdem die über die Bedeckungsfrage geführten Verhandlungen schließlich daran scheiterten, daß die von den Vertretern der Mehrheit im Landtag gemachten Vorschläge von den Sozialdemokraten als unannehmbar bezeichnet wurden, haben die Parteien der Einheitsliste im Landtag folgende Anträge

in der Bedeckungsfrage eingebracht:
1. Jede Gemeinde hat für das Jahr 1928 zum Erfordernis des Landes einen Beitrag zu leisten. Dieser Bei-

trag wird mit 20 Prozent der für das Jahr 1927 in der Gemeinde vorgeschriebenen Landes-Grund- und Gebäudesteuer festgesetzt. Der Beitrag darf jedoch nicht weniger als 10 Prozent und nicht mehr als 20 Prozent der der Gemeinde für das Jahr 1927 zugekommenen Abgabenertragsanteile betragen.

2. An Stelle der bisher mit 5 bzw. 10 Prozent bemessenen Abgabe für den Verbrauch von elektrischem Strom soll beim Lichtstrom eine einheitliche mit 11 Groschen für die Kilowattstunde bemessene Abgabe an das Land treten.

3. Die Landes-Gasabgabe, die gegenwärtig mit 5 Prozent bemessen ist, soll auf 10 Prozent erhöht werden.

Im Sinne der Beschlüsse des Gemeindevorstandes hat die sozialdemokratische Landtagsfraktion auch diese Anträge bekämpft und es kam schließlich wieder zu Parteienverhandlungen, die folgendes Ergebnis zeitigten:

ad 1. Der Beitrag, der den Gemeinden für das Jahr 1928 vorgeschrieben wird, wird nicht 20 sondern mit 18 Prozent bemessen nach der im Jahre 1927 vorgeschriebenen Landes-Grund- und Gebäudesteuer, betragen. Die von den Parteien der Einheitsliste beantragte Mindestgrenze von 10 Prozent der Abgabenertragsanteile ist gefallen. Diese Mindestgrenze hätte bedeutet, daß die Industriegemeinden mit Rücksicht auf die größeren Abgabenertragsanteile, die ihnen zufließen, nicht 20 Prozent, sondern bis zu 40 Prozent der Landes-Grund- und Gebäudesteuer als Beitrag an das Land hätten leisten müssen. Nach dem Gesetz, wie es in der Sitzung des Landtages am Dienstag, den 24. April beschlossen worden ist, ist die obere Grenze der Beitragsleistung der Gemeinden mit 18 Prozent der Abgabenertragsanteile begrenzt. Diese Maximierung bedeutet einen Schutz für die kleineren Gemeinden, die wenig oder keine Industrie besitzen und wo daher die Landes-Grund- und Gebäudesteuer im Ertrage größer ist, als die Abgabenertragsanteile. Für die Industriegemeinden ist diese Bestimmung ohne Bedeutung.

Singer Nähmaschinen

für Haus und Gewerbe



Kostenloser Unterricht!
Bequeme Teilzahlungen!
Mässige Monatsraten!

Singer-Nähmaschinen-Aktiengesellschaft
St. Pölten, Kremserg. 41

Vertreter in allen Bezirken!

Außerdem wurde ein Parteienübereinkommen durchgesetzt,

wonach diese Beitragsleistung der Gemeinden zum Landeshaushalt im Laufe des Jahres 1928 in dem Maße ermäßigt wieder aufgehoben wird, als durch eine Änderung der Abgabenteilung oder durch Zuwendungen anderer Art seitens des Bundes das Gleichgewicht im Landeshaushalt herbeigeführt wird. Die sozialdemokratische Fraktion des Landtages hat unter dieser Sicherung der Beitragsleistung der Gemeinden zugestimmt, um die sonst nicht durchführbare Befoldungsregelung für die Landesbeamten und Lehrer möglich zu machen.

Das im Landtag beschlossene Gesetz über die Beitragsleistung der Gemeinden setzt weiter fest, daß dieser Beitrag in acht gleichen mit 15. Mai 1928 beginnenden Monatsraten von den Abgabenertragsanteilen der Gemeinden an das niederösterreichische Landeszahlamt zu überweisen ist. Es kann aber jede Gemeinde bis zum 15. Mai auf Grund eines Gemeinderatsbeschlusses bei der niederösterreichischen Landesregierung die Erklärung abgeben, daß sie diesen Beitrag unmittelbar beim niederösterreichischen Landeszahlamt einzahlte. Wenn dann eine solche Gemeinde die rechtzeitige Einzahlung unterläßt, kann nach dem Gesetz der Beitrag im Wege der politischen oder gerichtlichen Exekution oder durch Heranziehung der Abgabenertragsanteile hereingebracht werden.

ad 2. und 3. Den Anträgen auf Besteuerung des Lichtstromes mit 11 Groschen für die Kilowattstunde an Stelle der bisherigen Besteuerung — dies hätte in vielen Gemeinden eine Vervielfachung der bisherigen Steuer bedeutet — und den Antrag auf Erhöhung der Gasabgabe von 5 auf 10 Prozent haben die Sozialdemokraten in den Parteienverhandlungen abgelehnt und es wurden diese Anträge schließlich vom Finanzreferenten fallen gelassen.

Die Beitragsleistung, die nun den Gemeinden für das Jahr 1928 aufgelastet wird und die gewiß für sie eine neue und drückende Last bedeutet, deckt kaum zur Hälfte den Aufwand für die an und für sich äußerst dürftige Befoldungsregelung. Daraus geht hervor, daß die schwierige finanzielle Lage des Landes, ebenso wie die der Gemeinden es dringend erheischt, daß ernsthafte Verhandlungen mit der Bundesregierung wegen Freigabe des widerrechtlich zurückgehaltenen Präzipiums, Teilung der Vermögenssteuer und Wiederfreigabe der Landesbiersteuer geführt werden. Der Gemeindevorstand wird ebenso wie der Klub der sozialdemokratischen Abgeordneten im niederösterreichischen Landtag unablässig in dieser Richtung die Landesregierung drängen.

Das Parteienübereinkommen.

Der Vorschlag der Stadt St. Pölten wird im Landtag genehmigt! — Änderung des Schulaufsichtsgesetzes.

Das Parteienübereinkommen, das beim Abschluß der seit Monaten im Landtag geführten Parteienverhandlungen über die Bedeckungsfrage von den Vertretern der Mehrheitsparteien und der Sozialdemokraten unterfertigt worden ist, stellt die Erfüllung einer Anzahl wichtiger sozialdemokratischer Forderungen sicher.

An erster Stelle bestimmt es, daß der Vorschlag der Stadtgemeinde St. Pölten, dessen zeitgerechte

Notizen der Woche.

Die völkische Frau, o Jammer! — Warum unsere Handelsbilanz passiv ist. — Seiner Majestät Stuhlgang. — Von Hartleb, Vaugin und anderen Atebern.

In der Rubrik „Die völkische Frau“ schreibt die „Döb“ in der Sonntagnummer: „In der Oper wurde die schwarze Schmach „Sonny spielt auf“ gegeben und unter dem Publikum... befand sich guter deutscher Mittelstand. Deutsche Frauen! Und sie entschuldigen sich damit, daß sie Freikarten bekommen hätten. O schwarze Schmach. Wo bleibt die Würde, wenn man als Geschenk dankend hinnimmt, was man mit Enttäufung von sich weisen möchte.“ Es ist schwer, erst machen die Hakenkreuzler die denkbar beste Reklame für den „Sonny“ (wir haben auch schon bessere Werke im ersten deutschen Opernhaus gehört und gesehen), indem man — innig verbunden mit Papa Morgens in der „Neuen Freien“ — den Besuchern einen besonderen Nervenkitzel in Gestalt bogender und nach Nasen Seipelscher Fajon lästerner Hakenkreuzbuben verschafft und dann wundert man sich, daß dieser gute deutsche Mittelstand sich die Füße nach Freikarten abreant und diese modernen Walfahren auch auf die Niespulver dampfende Walfahrt sich drängen. Aber man hat es in dem Lager des monopolisierten Jugendirrtums überhaupt nicht leicht. Denn die „Döb“ läßt sich also weiter vernehmen: „Ähnlich verhält es sich mit der Proaktanzerin.“ (Der Mehl hat doch entschuldig behauptet, daß sie gar nicht so wackert ist, wie man sie wohl sein sollte, wahrscheinlich.) Es waren nicht bloß jüdisch; und andere („andere“ ist gut!) Lüf-

linge, die da kamen und sahen.“ (Oh, auch die anderen kamen nicht nur, sondern sahen auch?) „Vor allem unter denen, die in den Kinos sich drängen, um des Unblichen der berühmtesten Tänzerin wenigstens im Film teilhaftig zu werden, befanden sich Frauen, deutsche Frauen.“ (Wozu man nur sagen kann: O weh!) „Sie kamen, um sich mit Recht entrüsten zu können, und doch...“ Für die Ehre dieser Enttäufung möchten wir nicht einmal einen Hakenkreuzwischschabblock einsetzen... *

Nun wissen wir aber auch, woran es liegt, daß unsere Handelsbilanz passiv ist. Der Döbkopf ist daran schuld! Denn die „Österreichische Sonntagzeitung“ der letzten Nummer schreibt: „In unserer österreichischen Handelsbilanz scheint die Einfuhr von rund 258 Meterzentner Menschenhaar aus China auf; das hier zu Perücken, Puppenköpfen und Haarnezen verarbeitet wird. Bei dem Stande unserer Döbkopfmode ist es eigentlich erklärlich, daß Menschenhaar bei uns immer rarer wird.“ Inwiefern die Einfuhr wegen der gewaltigen und zahlreichen Döbpe unserer Ministerialen besonders verstärkt wird, ist leider aus dem Artikel nicht ersichtlich. *

Im „Neuen Wiener Tagblatt“ vom 22. d. M. in einer Fortsetzung der „Erinnerungen“ des Kammerdieners des alten Franz Josef findet sich folgender Satz: „Auch keine Glorjete gab es in den kaiserlichen Appartements. Sowohl in der Hofburg, als auch in Schönbrunn mußte der Monarch durch drei Zimmer gehen, um zu seinem Leibstuhl zu gelangen.“ Mit welcher inniger Teilnahme muß ein Mitglied der kaisertreuen Hofpartei oder ein sonstiger Spießer die „erlauchtesten Wege Seiner Majestät“ verfolgen,

die „mit elastischem Schritte“, vorüber an Gewehr und Hellschärden präsentierenden Gardisten durch drei Zimmer zu den „Stufen des Allerhöchsten Thrones“ sich begab... *

Über den Konflikt Paul-Rintelen läßt das N. Br. L. aus Graz sich berichten: „... in der Zentralregierung liegen die Dinge wesentlich anders. Dort arbeitet der Bündlerführer Hartleb einträglich und erfolgreich mit... Dr. Seipel zusammen.“ Einträglich! Ein Druckfehler, der beweist, daß einträgliches Kleben am Mandat so wie Hartleb und Seipel auch etwas einträgt... *

Zu der Affäre des deutschnationalen Generals Krauß mit Herrn Vaugin veröffentlicht die „Reichspost“ vom Sonntag mehrere „Resolutionen“. So eine vom Offizierskorps des Heeresministeriums (die hat natürlich Herr Hecht verfaßt) und eine vom Wehrbunde (die übrigen auch) und bemerkt dazu: „Mit Rücksicht auf die klare Sprache dieser Kundgebungen, denen unseres Wissens noch andere folgen werden...“ Die „Reichspost“-Redaktion hat wohl den Bestellchein auf diese Sympathiekundgebungen eingesehen... *

Im Heeresministerium sind die Aufmarschpläne entworfen worden. Das ist ein hoch erfreuliches Zeichen. Es fürchtet sich also doch noch jemand vor uns! Aber was wird die fremde Macht mit der Schießinstruktion für Fronleichnamsfestern, dem neuen Exzerzieren-Reglement und dem Dienstreglement, 2. Teil, „Transferierungen“, anfangen? *

Erledigung die unter Führung des Vizebürgermeisters Prader stehenden Sankt Pöltners Einheitsämter bisher verhindert haben, nunmehr im Landtage genehmigt wird. Die Zuschläge der Stadtgemeinde zu den Landes-Real- und Gebäudesteuern werden für das Jahr 1928 mit 130 Prozent (in Br. Neustadt 140 Prozent), die Investitionsabgabe mit 80 Prozent (gleich wie in Br. Neustadt) für 1928, 1929 und 1930 festgesetzt. Damit ist endlich der Weg für die Fortsetzung der Investitionstätigkeit und vor allem für die Inangriffnahme der Straßenherstellungsarbeiten freigelegt.

Ferner sichert das Parteienübereinkommen eine zeitgemäße Abänderung des Schulaufsichtsgesetzes, eine Herabsetzung der Mitgliederzahl der Lehrernennungskommission, eine strengere Handhabung des Inlandsarbeiterschutzgesetzes auf den großen Gutshöfen, die immer wieder sogenannte Saisonarbeiter aus der Tschechoslowakei als ständige Arbeiter einstellen und die heimischen Arbeiter verdrängen, endlich die Sicherung, daß die den Gemeinden für das Jahr 1928 auferlegte Beitragsleistung zum Landeshaushalt noch im Laufe des Jahres in dem Maße herabgesetzt oder ganz aufgegeben wird, als durch eine Änderung der Abgabenteilung oder durch Zuwendungen anderer Art seitens des Bundes das Gleichgewicht im Landeshaushalt herbeigeführt wird.

Was bringt Radio-Wien nächste Woche?

Montag, 30. April:

11.00 Uhr Vormittagsmusik. 16.00 Uhr Nachmittagskonzert. 17.15 Uhr Jugendsunde. 18.15 Uhr Vortragsreihe „Mensch und Natur“. 18.45 Uhr Geburts- und Sterbehäuser großer Männer II. 19.15 Uhr Wiener Premieren. 20.05 Uhr Opernaufführung „Der Barbier von Sevilla“.

Dienstag, 1. Mai:

11.00 Uhr Orchesterkonzert des Wiener Symphonieorchesters. 16.00 Uhr Nachmittagskonzert. 17.00 Uhr Chor der Wiener Arbeiterkinder. 17.30 Uhr Festrede über Gorki. 18.00 Uhr Weltlyrik. 18.30 Uhr Vieder von Béla Reiniß. 19.00 Uhr Weistriebe eines Arbeiters. 19.45 Uhr Orchesterkonzert der Wiener Philharmoniker. 21.15 Uhr La serva Padrona.

Mittwoch, 2. Mai:

11.00 Uhr Vormittagsmusik. 16.00 Uhr Nachmittagskonzert. 17.00 Uhr Kinderstunde. 17.50 Uhr Die Festwochen in Wien und Niederösterreich. 18.00 Uhr Gesteine Österreichs und ihr Einfluß auf Baukunst und Straßenbau in Vergangenheit und Gegenwart. 18.30 Uhr Stunde der landwirtschaftlichen Hauptkörperchaften. 18.55 Uhr Stunde der Volksgefundtheit. 19.30 Uhr Übertragung a. d. Wiener Staatsoper „Ein Maskenball“. Beilage Abendmusik.

Donnerstag, 3. Mai:

11.00 Uhr Vormittagsmusik. 16.15 Uhr Nachmittagskonzert. 17.40 Uhr Mitteilungen aus den Bundesstaaten. 17.45 Uhr Wochenende. 18.00 Uhr Stunde der landwirtschaftlichen Hauptkörperchaften. 18.30 Uhr Wochenbericht für Körperkultur. 18.45 Uhr Esperantowerbung für Österreich. 19.00 Uhr Französischer Sprachkurs V. 19.30 Uhr Englischer Sprachkurs V. 20.05 Uhr Vorankündigung des kommenden Programms. 20.10 Uhr Eine Volksfänger Soirée bei der „Roten Dreieck“ in Lorchensfeld.

Freitag, 4. Mai:

11.00 Uhr Vormittagsmusik. 16.15 Uhr Nachmittagskonzert. 17.20 Uhr Musikalische Kinderstunde. 17.40 Uhr Wochenbericht für Fremdenverkehr. 18.00 Uhr Wanderung zu den Wiener Schuberkskisten III. 18.30 Uhr Stunde der Kammer für Handel, Gewerbe und Industrie. 19.00 Uhr Italienischer Sprachkurs A. 19.30 Uhr Stunde der Volksgefundtheit. 20.05 Uhr Englischer Sprachkurs (Literaturkurs). 20.30 Uhr Vorlesung Paul Pranger. Anschließend: „Der Liebesbrief“. Tanzmusik.

Samstag, 5. Mai:

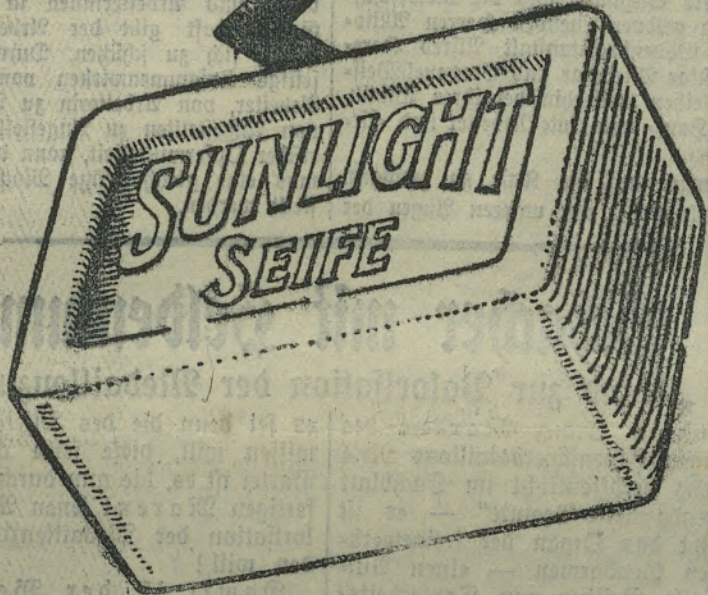
11.00 Uhr Vormittagsmusik. 16.00 Uhr Nachmittagskonzert. 18.00 Uhr Das musikalische Bieder. 18.30 Uhr Das 10. Deutsche Sängerbundesfest. 19.00 Uhr Akademie. 20.05 Uhr Der Strom. Übertragung der Jazzband aus dem Grill-Room (Hotel „Bristol“).

Sonntag, 6. Mai:

9.00 Uhr Anleitung zur Hausgymnastik. 10.15 Uhr Chorvorträge der Wiener Sängerknaben. 11.00 Uhr Konzert des Wiener Symphonieorchesters. 15.45 Uhr Nachmittagskonzert. 17.20 Uhr Österreichische Dichterstunde. 18.20 Uhr Reisevortrag. 19.00 Uhr Kammerabend. 19.40 Uhr Vieder und Arien. 20.10 Uhr Operettenaufführung „Rund um die Liebe“.

Ausführliche Programme in der Wochenschrift „Radio Wien“

Ins Arbeiterheim nur die Arbeiterpresse!



Wirtschaftsarbeit und Scharfmacherpolitik.

Eine Rede des Staatskanzlers a. D. Dr. Karl Renner.

In einer massenhaft besuchten Versammlung in Deuschlandsberg sprach Sonntag Staatskanzler a. D. Nationalrat Dr. Karl Renner über das Thema „Wirtschaftsarbeit und Scharfmacherpolitik“. „Ich bin nicht gekommen, um anzuklagen, auch nicht, um meiner Partei ein Lob zu singen, sondern um die Klage des Landes, der Wirtschaft, die Klage des gesamten österreichischen Volkes zum Ausdruck zu bringen.“

Redner befaßte sich ausführlich mit den unseitigen Folgen des Friedensvertrages und bezeichnete als letzte Ursache der Wirtschaftsnote in Mitteleuropa die Kurzsichtigkeit der Siegerstaaten, die anstatt einer politischen Trennung der ehemals zu Österreich-Ungarn gehörenden Nationen in der unsinnigsten Weise eine wirtschaftliche Zerschückelung herbeigeführt haben, die sich jetzt überall rächt.

Aufgabe einer wahren Staatspolitik ist es nun, dieses Uebel mit allen Kräften gutzumachen und vor allem nach einer vernünftigen Zollpolitik zu streben. Österreich muß, um bestehen zu können, trachten, daß die Zollschranken, die es an allen Grenzen umgürteten, endlich fallen. Eine weitere Notwendigkeit ist es, daß eine noch tiefere

Verschubung an das Ausland vermieden werde. In solchen Zeiten müssen Staatsmänner alles daran setzen, die eigene Wirtschaft zu beleben und zu kräftigen, da sonst unsere Landwirtschaft von den Kolonialvölkern überrannt werden wird, wie unsere Industrie bereits von Amerika niedergedrungen worden ist.

Als das größte Hemmnis einer positiven Wirtschaftsarbeit bezeichnete Redner die Ideenlosigkeit des jetzigen Regimes.

Um der Wirtschaft neue Impulse zu geben, müssen alle Kräfte erschlossen werden, nicht nur die Naturkräfte, an denen Österreich so reich ist, wie selten ein Land, sondern auch die Menschenkräfte. Dr. Renner sagte weiters: „Die Sozialdemokraten wollen nicht nur kritisieren, sondern sind auch ernstlich gewillt, an der Ausrichtung unserer Wirtschaft mitzuarbeiten.“

Diesen Willen haben wir schon oft gezeigt, doch niemals das richtige Verständnis dafür gefunden. Nur ein verständnisvolles, gemeinsames Arbeiten könnte für unsere Wirtschaft gedeihlich sein.“

Als Unglück für das ganze Land bezeichnete Redner die „scharfmacherische Politik der Gegenseite“ und warnte davor, die politischen Gegensätze mit der Waffe in der Hand auszutragen. Die Folge eines solchen Geschehens wäre der Untergang des österreichischen Volkes. Verbrecherisch sei es deshalb, an eine gewalttätige Austragung der Gegensätze zu denken. Redner schloß:

„Wir Sozialdemokraten wollen den Bürgerfrieden und sind bereit, mit Bürgern und Bauern auf friedlichem Wege das aufzubauen, was der Krieg und seine Nachwirkungen zerstört haben!“

Die Rede Dr. Renners wurde von den zahlreichen Zuhörern, unter denen sich auch zahlreiche politische Gegner befanden, mit großem Beifall aufgenommen.

Wir berichteten seinerzeit über eine Verhandlung gegen Leopold Jung, der vom Kreisgerichte St. Pölten zu vier Monaten schweren Kerkers verurteilt wurde, weil ein verbotener Eingriff, den er an einer Frau vornahm, deren Tod verursachte. Als nun Jung damals verhaftet wurde, begab seine Frau sich zu der Schwester der Verstorbenen, um diese zu einer für Jung günstigen Aussage zu bewegen. Wegen Verbrechens der Verleitung zur falschen Zeugenaussage wurde in der letzten Woche die Gattin des Jung zu einer zweimonatlichen Kerkerstrafe verurteilt.

Drei Lehrlinge zu Rade.

Aus Melk wird berichtet: Zu einem Wiener Fahrradhändler kamen vor längerer Zeit drei junge Burschen und erbaten sich drei Fahrräder, für die sie per Stunde 30 Groschen zu entrichten hatten. Während desfahrens kamen sie auf die wunderwolle Idee mit den Rädern durchzubrennen. Der Weg führte sie bis nach Magleinsdorf, bei Melk. Ein junger Wirtschaftsbesizersohn, der sich auch gern eines dieser „Radin“ um 15 Schilling (!) kaufen wollte, aber keines mehr bekam, weil seine Nachbarn die Räder schon gekauft hatten, erstattete bei der Gendarmerie die Anzeige. Die drei jungen Burschen Alois und Johann W. und Rudolf S. wurden dem Bezirksgerichte eingeliefert. 14 Tage saßen sie in Untersuchungshaft. Dieser Tage fand die Verhandlung statt. Johann, der schon das 18. Lebensjahr überschritten hatte, stand vor dem Bezirksgericht, die anderen zwei vor dem Jugendrichter. Die Angeklagten sind ihrer Tat gefändig. Sie wollten, weil sie in Wien keine Arbeit finden konnten, nach Linz auswandern. Da sie von der langen Reise über Tulln mit dem Rad schon müde waren und außerdem Gefahr bestand, daß die Räder die weiteren Anforderungen nicht aushalten würden, verkauften sie die Räder und wollten nun per Bahn nach Linz fahren. Johann wird zu einem Monat Arrest und Rudolf zu einer 14-tägigen Arreststrafe verurteilt. Der Bruder Alois, der von den Wiener Gerichten gesucht wird und dem noch ein anderer Defizit anhängt, wird nach Wien überstellt werden. Rudolf wird außerdem per Schub in seine Heimatgemeinde abgeführt. Anschließend an diese Verhandlung beginnt gleich die Verhandlung gegen den Wirtschaftsbesitzer Artner von Magleinsdorf, der ein Fahrrad um den Preis von 15 Schilling gekauft hat. Während man den beiden anderen Bauersöhnen überhaupt gar keinen Prozeß wegen bedenklichen Ankauf macht, wird der Wirtschaftsbesitzer Artner, der christliche Bürgermeister von Magleinsdorf zu einer Geldstrafe in der Höhe von 10 Schilling verurteilt. Die Wiener Lehrbuben müssen, weil man bei ihnen noch 26 Schilling fand, den Schaden, welche die Wirtschaftsbesitzer erleiden, gut machen. Da ja! mar sonst immer, der Hehler ist schlechter als der Stehler.

Ein Ausgleich, der mit einem Agenten anfängt.

Vor längerer Zeit kam zu dem Gastwirt Anton St. in Maria-Langegg ein Agent mit Weißwaren. Der Gastwirt kaufte um den Betrag von 375.70 Schilling ein und versprach, binnen einem Monat die Schulden zu begleichen. Da er aber nicht in der Lage war, die Schuld zu zahlen, mußte der Gastwirt Ausgleich anmelden und bot der Firma 35 Prozent an. Dieser Tage hätte die Verhandlung gegen den Gastwirt stattfinden sollen. Der Akt wurde aber dem Kreisgerichte Krems abgetreten.

Erst kaufen, dann raufen!

Größere Kaufereien sind in Loosdorf keine Seltenheit. Bei diesen Kaufereien fehlt aber auch nicht der Karl Petrusch. Vor kurzem wurde er erst zu einer Arreststrafe in der Dauer von einem Monat verurteilt. Die Strafe hat er noch gar nicht abgeessen und schon wieder ist er wegen Gewalttätigkeit angeklagt. Diesmal hat er im Kaufje den Wirtschaftsbesitzer H. mit Steinen beworfen. Diesmal war er aber nicht allein. Ein Familienwater von fünf Kindern hat ihm geholfen! Petrusch bekommt 10 Tage Draufgabe, der Familienwater wird zu 20 Schilling Geldstrafe verurteilt.

Ein leurer Schwindel.

Wie wir soeben erfahren, reifen Agenten eines Vereines zur Förderung des Fremdenverkehrs in Niederösterreich umher, die den Gasthofbesitzern rate Mitgliedschaften gegen Erlag von 80 Schilling anbieten und ihnen weismachen wollen, daß sie dadurch einen

sonders regen Besuch erwarten können. Es dürften dies dieselben Leute sein, die die Zeitschrift „Alpenland“ herausgeben. Der genannte Verein, der in Graz seinen Sitz hat, steht in keinerlei Verbindung mit offiziellen Regierungs- oder Fremdenverkehrsstellen. Die Mitglieder des Vereines sind die in der Zeitschrift inserierenden Gastwirte und zwar nur so lange, als sie inserieren. Das sagt genug. Da jedoch diese Agenten, wie von zuverlässiger Seite berichtet wird, angeblich mit der Regierung in Verbindung stehen, teilt die niederösterreichische Landesregierung mit, daß dies vollkommen unrichtig ist und die offiziellen Fremdenverkehrskreise dieser Angelegenheit vollkommen fernstehen.

Ein verurteilter Heimkehrerschwindler ausgewiesen.

Der Heimkehrerschwindler Josef (Franz) Bauer, alias David Gruber, richtig Johann Ruß (Kuß), welcher jahrelang die Gemüter der Angehörigen von noch vermögten Kriegsteilnehmern durch seine falschen Angaben über noch in Rußland zurückbehaftete Kriegsgefangene, besonders in den Alpenländern, in Unruhe versetzte, hat endlich seine verdiente Strafe gesunden. Ruß wurde vom Landesgerichte für Straftaten in Graz mit Urteil vom 2. März 1928 zu sechs Monaten Kerker und, da er jugoslawischer Staatsbürger ist, zur Landesverweisung verurteilt.

Großer Brand bei Aggsbach.

Schaden über eine Milliarde.
Am 18. April zwischen 23.30 Uhr und 23.45 Uhr brach in der Scheune des Wirtschaftsbetreibers Johann Koppenteiner in Eibendorf, Gemeinde Laach, ein Brand aus, dem außer den Wirtschaftsgeldwägen des Genannten 6 weitere Anwesen zum Opfer fielen. Während das Wohnhaus Koppenteiners vom Feuer verschont blieb, wurden die Wirtschaftsgebäude der Besitzer Florian Allina, Karl Haberl, Karl Harauer, Josef Jauner und Franz Rehberger ein Raub der Flammen. Die Brandursache ist bis nun noch nicht geklärt, doch ist unter den Einwohnern das Gerücht verbreitet, daß der Brand von irgend jemand gelegt worden sein dürfte. Außer den Gebäuden fielen den Flammen 7 Rinder, 41 Schweine, 132 Hühner, 11 landwirtschaftliche Wagen, 8 Pflüge, 5 Futtermischmaschinen, 3 Schrotmühlen, sonstige landwirtschaftliche Gerätschaften, 1600 Kilogramm Mehl, 4310 Kilogramm Hafer, 3260 Kilogramm Weizen und Gerste, sowie 16.000 Kilogramm Heu und Stroh zum Opfer. Der durch den Brand verursachte Schaden wird auf ca. 125.000 Schilling geschätzt, dem nur niedrige Versicherungen gegenüberstehen. Von dem gewaltigen Brande blieben in Eibendorf nur drei Häuser verschont. Am Brandplatz intervenierten die Feuerwehren von Weipenskirchen in der Wachau, Aggsbach-Markt, Maria Laach und die Feuerwehr von Melk mit einer Autopritze. Doch waren die Wassermangeln infolge des großen Wassermangels äußerst erschwert.

Der Wein und die Karten.

Leopold Mühlbacher aus Golling borgte sich von seinem Nachbar Karl H. ein Fahrrad aus und fuhr damit nach Melk. Er hatte bei der Bezirkshauptmannschaft dringend zu tun und werde das Rad bald wieder zurückstellen, sagte er. In Melk verlor er sich absichtlich in ein Gasthaus, weil er ein Kartenpieler ist, und huldigte bis in früher Morgenstunden seiner Leidenschaft. Mühlbacher hatte diesmal mit seinem Unternehmern Mühlbacher, er verlor einen Liter nach dem anderen und als der Gastwirt R. in der Früh eine Rechnung von 44 Schilling vorlegte, mußte er schnell noch entschuldigend den Aufenthaltsort aufsuchen und verschwand. Der Gastwirt nahm sich nun das zurückgelassene Fahrrad als Pfand.
Den folgenden Samstag fand sich Mühlbacher wieder beim Gastwirt ein und zahlte die oben angeführte Schuld. Kaum hatte er das Gasthaus betreten, als sich wieder eine Gesellschaft zusammenfand und zu spielen begann. Diesmal hatte der Mühlbacher wieder Pech und verlor einige Schachteln Zigaretten, mehrere Portionen Geflügel und 37 Liter Wein. Summe 79 Schilling. Kein Geld, darum blieb wieder das Fahrrad als Pfand bei dem Gastwirt.
Mühlbacher konnte in der nächsten Zeit die 79 Schilling nicht aufbringen, obwohl er sich als reicher Wirtschaftsbetreibender mit drei Paar Pferden und 40 Joch Grund ausgegeben hat. Auch „Wichtig Millionen habe ich in der Sparkasse!“ hat er bei jeder Gelegenheit versichert. Dabei ist er arbeitslos und besitzt nicht einmal bei seiner Frau genügend Kredit, denn sie ging zu Herrn

Die Textilbarone wollen die Arbeiterschaft aushungern!

Zum Bohnenkampfe in der Hanf- und Juteindustrie.

Über Einladung des Wiener Einigungsamtes fand am 18. April eine neuerliche Verhandlung statt, die durch die Haltung des Generalsekretärs Lederer vom Arbeitgeberverbande der niederösterreichischen Textilindustrie und durch die Starrköpfigkeit der Herren der Bodenkreditanstalt ergebnislos verlaufen ist. Die Vertreter der Aktiengesellschaft, voran Herr Lederer, stellten sich auf den alten

brutalste Unternehmerübermut, der mit der Hungerpeitsche seinen Lohnsklaven noch die Haut über die Ohren ziehen will. Fast 32 Milliarden an Reingewinn haben diese Herren in einem einzigen Jahre ihrer Arbeiterschaft abgeschunden, während die Kinder der Arbeiter verkümmern und verelenden müssen, die Mütter und Väter vorzeitig von der Tuberkulose hinweggerafft werden.

Scharfmacherischen Standpunkt, daß die Arbeiterschaft zuerst bedingungslos die Arbeit aufnehmen müsse, dann erst wird die Generaldirektion in Lohnverhandlungen eintreten, bei der aber von einer allgemeinen Erhöhung der Löhne keine Rede sein könne. Die Generaldirektion habe die Absicht, nur die besonders niederen Löhne aufzubessern. Die Arbeitervertreter erwiderten den Herren, daß der Streik nicht unvermittelt ausgebrochen sei und wenn die Herren ernstlich über die Forderung der Arbeiterschaft verhandeln wollten, genügend Zeit gewesen wäre, als die Arbeiterschaft noch in den Betrieben war. Die Arbeitervertreter lehnten daher die Forderung entschieden ab. Da die Unternehmervertreter von ihrem Standpunkte nicht abgingen, verließ auch diese Verhandlung ohne irgend ein Ergebnis.

In keinem anderen Industriezweig ist die Sterblichkeitsziffer so groß, als unter der Arbeiterschaft der Hanf- und Juteindustrie. Was tut's? Die Friedhöfe sind ja groß genug, um die, von dem Kapitalismus hingemordeten Menschen aufzunehmen! Tausende junge Arbeitsmenschen stehen dem Kapitalismus zur Verfügung, um an seinen Karren als Lohnsklaven gespannt zu werden, bis auch ihre Gesundheit und ihre Kräfte verbraucht sind. Das mag der Gedankengang dieser menschenfreundlichen Herren der Bodenkreditanstalt sein. Der gesamten Arbeiterschaft muß dieser Kampf eine Lehre sein.

Der unorganisierte Arbeiter oder die Arbeiterin ist der grenzenlosen Ausbeutung durch den Kapitalismus hilflos preisgegeben. Die wirtschaftliche Macht des Kapitalismus macht sie zu willenslosen Lohnsklaven. Nur Zusammenschluß aller Arbeiter und Arbeiterinnen in der freien Gewerkschaft gibt der Arbeiterschaft die Kraft, sich zu schützen. Durch das gegenseitige Zusammenwirken von Arbeiter zu Arbeiter, von Arbeiterin zu Arbeiterin und von Angestellten zu Angestellten in solidarischer Opferwilligkeit, kann dem Kapitalismus eine gleichwertige Macht entgegengesetzt werden.

Der Mann des „Neuen Wiener Tagblatt“, Herr Sieghart, und die vielbeschäftigten und geldverdienenden Herren Aktionäre der Bodenkreditanstalt Alfred Herzfeld, Direktor Wiedmar und Emanuel Wessjenslein bleiben weiterhin bei ihrer Taktik, die 4000 Hanf- und Jute-Arbeiter und -Arbeiterinnen durch Hunger auf die Knie zu zwingen. Hier offenbart sich vor unseren Augen der

Schwacher mit Heldentum.

Der „Bund zur Valorisation der Medaillenzulagen“.

Oberleutnant Franz Marent des selbständigen Alpenjägerbataillons Nr 4 in Bregenz veröffentlicht im Fachblatt „Der Gendarmen-Beamte“ — es ist das nicht das Organ der freigewerkschaftlichen Gendarmen — einen Aufruf an alle Besitzer von Tapferkeitsmedaillen, der auch von bürgerlichen Provinzialblättern nachgedruckt wurde und worin die Medaillenbesitzer aufgefordert werden, sich zu einem Bund zur Valorisation der Medaillenzulagen zusammenzutreten. Um diesen werdenden Bund vorweg in das rechte Licht zu stellen, braucht man sich wirklich nur mit der Person und den Funktionen des Gründers, jenes Marent, befassen.

es sei denn die des Mieterschutzes — wissen will, diese selbe christlichsoziale Partei ist es, die nun durch ihren dienstfertigen Marent jenen Bund zur Valorisation der Medaillenzulage begründen will!

Damit ist der Wert dieses Bundes schon genügend gekennzeichnet. Wenn die Christlichsozialen wirklich eine Aufwertung gerade jener Zulagen ernstlich herbeiführen wollten, dann brauchen sie dazu keinen eigenen Bund, dann könnten sie doch ihren Willen jederzeit in Gesetzesform bringen! — O, es kommt den großen und den kleinen Marents offensichtlich auf etwas ganz anderes an: Mit einem schätzbaren Lohndittel wollen sie Leute an sich ziehen, um für den Verlust, den sie durch die stete Abkehr der enttäuschten Kleinrentner erleiden, einen Ersatz durch Leute zu erlangen, die man mit Versprechungen in neue Gefolgschaft lockt aber ebenjo enttäuschen wird! Und noch eines: Ein „vaterländischer“ Verein und eine Brutstätte der Tradition und der Reaktion mehr, das soll dieser Bund werden, ein Ableger des Wehrbundes, der Frontkämpfer und der Heimwehren!

Marent wurde nach dem Umsturz vom damaligen Staatssekretär für Heereswesen, unserem Genossen Dr. Julius Deutsch, zum Volkswehroleutnant ernannt und ist später im Wege der Automatik Oberleutnant im Bundesheer geworden. Zuerst ein Mann von revolutionärem und radikalem Getriebe, hat er sein Mäntelchen rechtzeitig nach dem Wind gedreht und sich mit Haut und Haaren der Schwärzesten, der Borarlberger Reaktion verschrieben. Er ist einer der Gründer des sattem bekannten Wehrbundes gewesen, der von jenem Landleute seinen Ausgang nahm; er hat die Existenz mancher braver und aufrechter Soldaten, die sich dem Riecher- und Muckertum nicht beugen wollten, am Beweisen — ist er doch ein Landesverteidigungsminister der christlichsozialen Partei!

Damit kommen wir schon zum Kern der Sache: Dieselbe christlichsoziale Partei, die den Kriegskruppeln, den Witwen und Waisen jede auch noch so geringe und berechnete Erhöhung der schändlichen Renten verweigert, dieselbe christlichsoziale Partei, die mit ihrem starren Grundsatz „Keine ist Krone“ schreiendes Unrecht an den kleinen Sparern, den Kleinrentnern und Kriegsangehörigen tut, diese bedauernswerten wirtschaftlichen Opfer des Krieges bis zu ihrem Absterben mit Versprechungen hinhalten und überhaupt nichts von einer Valorisation —

Freut Euch!
War früher das Waschen mühselige Fron, Verdrüßlich wird es mit Radion. Laß durch den Zauber Dich überraschen! Wasche Wäsche ohne zu waschen!
CENTRA A.G. WIEN II.

R., von dem sich Mühlbacher das Rad ausgeborgt hatte und sagte, daß ihr Mann ganz bestimmt das Rad verkauft haben müsse. Es wurde die Anzeige erstattet und die Melker Gendarmerie stellte das Rad fest und nahm es in Verwahrung. Mühlbacher stand nun vor dem Bezirksgericht und hatte sich wegen dieser Geschichte zu verantworten. Er gibt alles zu und will den Schaden gut machen.
Unter besonderen Milderungsgründen, die ihm der Richter zubilligt, wird der Angeklagte zu einer zehntägigen Arreststrafe verurteilt.

Unglückliche Liebe...

Die Hausgehilfin Berta Oberauer hat am 17. April am Ufer des Bielachflusses im Gemeindegebiete Grünau in selbstmörderischer Absicht Lysol getrunken und stürzte sich hernach in den dort ca. zwei Meter tiefen Fluß. Sie wurde ca. zehn Meter hievon entfernt an einem Weidengebüsch hängend von Wegeinräumern gefunden und herausgezogen. Nach mit Erfolg eingeleiteten Wiederbelebungsversuchen wurde sie in ihre Wohnung gebracht, wo sie sich in ärztlicher Behandlung und auf dem Wege der Besserung befindet. Unglückliche Liebe dürfte Ursache ihrer Tat gewesen sein.

Mordversuch.

Wie uns aus Anzbach mitgeteilt wird, hat dort am 15. April der 58-jährige Gärtnerbesitzer Ludwig Starckemann gegen seine 45-jährige Wirtschaftlerin Helene Schäfer im Hausflur seines Wohnhauses aus einer Entfernung von ca. 10 Meter vier Pistolenschüsse abgegeben. Ein Schuß streifte die Schäfer an der rechten Hüfte, während die anderen Schüsse ihr Ziel verfehlten. Nach ärztlicher Hilfeleistung konnte sie in häuslicher Pflege belassen werden, während Starckemann von der Gendarmerie Anzbach verhaftet und dem Bezirksgericht in Neulengbach eingeliefert wurde. Als Motiv der Tat werden häusliche Zwistigkeiten, welche zwischen beiden schon durch längere Zeit bestanden haben, bezeichnet.

Waterschlagung im Bahnamt Melk.

Wann erfolgt die Anzeige?
Der deutschnationale Krieger in Melk, der immer gefüllte Schmutzkübel bereit hat, um sie mit Hilfe der berüchtigten „Kreuzer Landzeitung“ auf den politischen Gegner zu entleeren, hat sich kürzlich dem Gemeinderat Leitner aufs Korn genommen. Es wurde ihm „zur Last gelegt“, daß er einen Kübel Eisenbahnkohle im Werte von 70 Groschen zum Heizen des Ofens im Postamt verwendet habe. Wegen dieses „Verbrechens“ haben die teutonischen Ehrenmänner mit Strapsen in der Landzeitung eine Heße gegen den Gemeinderat eingeleitet, die sogar zu Gendarmereiberhebungen und zu einer Anzeige bei Gericht führte. Das Verfahren wegen dieses lächerlichen Tatbestandes wurde freilich eingestellt und der Versuch der Hakenkreuzhüben, einen politischen Gegner mit Weib

und Kind um Getreide und Brot zu bringen, ist schmachvoll gescheitert. Die treibende Kraft bei dieser Hege waren Beamte des Melker Bahnamtes.

Doch wer im Glashaus sitzt, soll nicht mit Steinen werfen. Auch dann nicht, wenn er diesen Steinen ein Hakenkreuz eingraviert. In den schmählichen Singern eines im Melker Bahnamt bediensteten Hakenkreuzlers sind nämlich aus der Bahnkasse 2000 Schilling hängen geblieben, die der teutonische Ehrenmann zu einer vergnüglichen Reise in Damengesellschaft nach Innsbruck verwendete. Vorige Woche ist er mit leerem Beutel wieder heimgeliegt. Obwohl der Fall schon 14 Tage allgemein bekannt ist, wurde bisher noch keine Anzeige erstattet, weil man hofft, daß sich ein treudeutscher Volksgenosse finden wird, der die zur Vertuschung dieser Defraudation nötigen 20 Millionen vorstreckt. Und das Bahnamt, das im Falle Leitner am liebsten den Zugverkehr eingestellt hätte, weil alle seine Beamten höchstpersönlich ihre Wahrnehmungen über die im Postamt verheizten Kübel Kohlen der Gendarmerie mitteilen wollten, hüllt sich jetzt in Schweigen, wo einer der ihren der Bundesbahn 20 Millionen gestohlen hat. Vielleicht bequemt sich das Bahnamt jetzt dazu, seine Pflicht zu tun!

Gegen Unternehmerterror und Heimwehrfliegen!

Eine Solidaritätskundgebung für die Textilarbeiter-schaft.

Am 23. d. M. fand in den Stadthallen zu St. Pölten eine massenhafte besuchte Versammlung statt, die mit den Heimwehrgründungen und der Unternehmertaktik in Österreich sich befaßte. Sidorowicz eröffnete namens der freien Gewerkschaften, worauf Gemeinderat Viktor Stein (Wien) die neuesten Methoden des Kapitalismus in seinem Kampfe gegen die freigewerkschaftlichen Organisationen aufzeigte. Bonwald schilderte den großen Kampf der Textilarbeiter. Seine Ausführungen ergänzte Gen. Sajko (Neuda). Gen. Schnofl setzte den Unterschied zwischen dem Republikanischen Schutzbunde, der zum Schutze der republikanischen Verfassung und der durch diese gewährleisteten Rechte der Arbeiterschaft gegründet wurde, und den Heimwehren, die von der Kapitalistenklasse gegen die Arbeiterschaft als „Technische Nothilfe“ eingesetzt werden sollen, auseinander. Der Bauernstand bedarf dieses Heimatschutzes wahrlich nicht. Die sozialdemokratische Partei steht auf dem Standpunkte, daß der Arbeiterschaft und dem Bauernstande einmal diese Welt gehören muß. (Großer Beifall.) Es wurde sodann folgende Resolution einstimmig angenommen: „Die versammelten Arbeiterinnen und Arbeiter protestieren auf das entschiedenste gegen die Terrorakte der Unternehmer in den privaten Betrieben und Heereswerkstätten. Wenn die freien Gewerkschaften durch ihre Funktionäre und Vertrauensmänner sich agitatorisch betätigen, und die indifferenten Arbeiter auffordern, sich zu organisieren, wird diese Tätigkeit als Terrorakt bezeichnet. Wenn die Herren Unternehmer eine verzweifelte Arbeiterschaft wegen Lohnforderungen aussperrten, wird die Aussperrung als Abwehrkampf bezeichnet. Wenn die Arbeiterschaft der Textilindustrie Forderungen stellt, um bei der Arbeit nicht verhungern zu müssen, und die Herren Unternehmer einen Streik provozieren, spricht man ebenfalls von Abwehrkampf, obwohl diese Handlungsweise den größten Terror darstellt. Wenn in Teilen unseres Bundeslandes Unternehmungen von der Arbeiterschaft den Beitritt zur Heimwehr erpressen, und Arbeiter, wenn sie nicht beitreten, mit der Entlassung bedrohen und diese auch durchführen, ist das nicht nur Terror, sondern die Aufhebung des Koalitionsrechtes der Arbeiterschaft. Damit ist bewiesen, daß die Heimwehr nicht für Heimatschutz, sondern gegen die Arbeiterklasse mobilisiert wird, die gegebenenfalls auch bei Streiks als technische Nothilfe Verwendung finden soll. Die Arbeiterschaft protestiert auf das entschiedenste gegen die maßlose Verheerung der Landbevölkerung, mit welcher die Arbeiter in Frieden leben wollen. Sie ist entschlossen, hinter der Textilarbeiter-schaft zu stehen und die streikenden Arbeiter von Neuda zu unterstützen. Hoch der 1. Mai! Hoch die Solidarität für die streikende Textilarbeiter-schaft!“

Ändern darf man nur ein mildes unschädliches Abführmittel geben, um die Folgeerscheinungen träger Darmtätigkeit, wie beispielsweise Nesselausschlag zu beheben. Deshalb verordnen die Ärzte für Kinder jeden Alters Darmol, das sich auch infolge seiner leichten Dosierbarkeit, sowie seines Geschmacks nach Schokolade am besten eignet.



Die neuen „Argumente“ der Heimwehr. Die ebenso verlogen sind wie ihre alten.

Vor uns liegt ein Artikel der „Amstetter Zeitung“, der Herrn Krafft-Ebing (ehemals Baron) auf Schloß Reichhübel bei Amstetten zum Verfasser hat und die Heimwehrbewegung in neuem Lichte darzustellen versucht. Er ist ausnahmsweise nicht die abgedroschene Hege gegen die Sozialdemokratie und den Republikanischen Schutzbund, sondern begründet die Notwendigkeit des häuerlichen Selbstschutzes — mit dem Überhandnehmen der kommunistischen Bewegung!

Es soll vorweg betont werden: Auch wenn in einer solchen inkonsequenten Schwankung das Eingeständnis läge, daß die kriegerisch-verleumderte Hege gegen die sozialdemokratische Arbeiterschaft nicht mehr zieht, müßten wir dennoch dem neuen Standpunkt Krafft-Ebing's mit ungemindester Schärfe entgegenstellen, weil er ebenso unfruchtbar, unaufrichtig und verwerflich als der Standpunkt anderer Heimwehrführer ist. — Um dies darzulegen, wollen wir diese neuen „Argumente“ kritisch unter die Lupe nehmen:

Krafft-Ebing knüpft an die alte, gerade von seinen Kreisen leider nicht beachtete, Wahrheit an, daß Kriege stets eine Verrohung der Sitten im Gefolge haben. Statt aber nun den Krieg, seine Urheber und Nutznießer zu verdammen und zu bekämpfen, statt auszusprechen, daß die Überwindung der Kriegsschäden und die Verhütung künftiger Kriege nur das friedliche Werk der Volkserziehung und der Erziehungsreform sein kann, gibt Krafft-Ebing die Logik preis, sucht auch er alles Heil in den Heimwehren, in neuem Rüsten, in neuem Phrasengepränge von „bewaffneter Gewalt“ und „letztem Aufgebot“, was, wenn immer weiter fortgesetzt, unweigerlich wieder zum Kriege und zwar zum furchterlichsten, zum Bürgerkriege

und seinen noch zerstörenderen Folgen führen muß! Dann behauptet Krafft-Ebing — aber nein, wir geben ihm lieber selbst das Wort:

„Während der Bürger und Arbeiter in dieser Zeit der Verrohung der Sitten in Mordtaten, übertriebenem Luxus und Vergnügungssucht schwelgt, wirkt sich bei der Hege des Volkes, den sogenannten unteren Zehntausend, wohl zum größten Teil infolge kommunistischer Verheerung, in einer Bedrohung der übrigen Bevölkerung durch Mord und Totschlag, Raub und Brandschatzung aus, wobei sie sich an Bestialität überbietet.“

Mit dieser „Erkenntnis“ wollen wir uns näher beschäftigen, wobei wir aber das Bedauern nicht unterdrücken können, daß gerade solche Leute, die nie Einblick in die mannigfachen Nöte des Volkes gesucht und gefunden haben und denen jedes seelische Verständnis mangelt, sich am berufensten fühlen, mit Diagnosen, Ratschlägen und Behauptungen in die Öffentlichkeit zu treten. — Hätten Sie sich, Herr Krafft-Ebing, jemals nur oberflächlich beispielsweise für die Einkommensverhältnisse der Arbeiterschaft

Ihres Bundes des Hutsabrikanten Sta in Amstetten, interessiert, wo im allgemeinen nur Wochenlöhne von 20 bis 30 Schilling bei überhöhter Arbeitszeit bezahlt werden und jedes Recht — auch der Kranken — einfach mit Füßen getreten wird; hätten Sie nur einmal mit menschlichem Auge oder auch nur oberflächlich Einblick genommen in

die Schreckensziffern eines Arbeitslosen-amtes; hätten Sie nur jemals die kümmerliche Lage Ihres eigenen Personales bedacht und nur einen Tag in einem solchen Elendshaus halt verbracht. Sie hätten sich dann, Herr Krafft-Ebing, gewiß nicht — leichtfertig und frevelhaft, unvorsichtig und nichtempfindend — dazu verfliegen, von Modetorheiten, übertriebenem Luxus und Vergnügungssucht der offenbar überflüssigen Arbeiter zu reden!

Zum zweiten erfüllt es uns mit lebhaftem Erstaunen, daß sich unsere „Bürger“, die ja größtenteils kleine und bescheidene Existenzen sind, deren harter Kampf ums Dasein nicht einmal den bloßen Gedanken an Modetorheiten, übertriebenem Luxus und Vergnügungssucht erlaubt, in der eigenen, in der bürgerlichen Zeitung gedulbig verhöhnen lassen und dazu noch in den Heimwehrrügen der ewigen Gewerbetreiber einherstolzieren!

Wir wollen Ihre Ausführungen, Herr Krafft-Ebing, aber nicht nur berichtigten, wir wollen sie auch ergänzen: Warum sprachen Sie nur im Zusammenhang mit den Kleinbürgern und Arbeitern von der sittlichen Verrohung, von Modetorheiten, übertriebenem Luxus und Vergnügungssucht? Haben etwa jene anderen Volksschichten, von denen Sie nicht sprachen,

ein göttgewolltes Privilegium auf ein viel-schades des Lebenswandels,

den Sie als luxuriös den Arbeitern und Kleinbürgern andichten und vorwerfen? — Sittliche Verrohung und übertriebenem Luxus in ungleich krasserer Form bei anderen Schichten zu beobachten, hatten wir wahrlich traurige Gelegenheiten genug! — Wir erinnern uns einer Sorte Großbauern — wir verallgemeinern nicht! — die aus der bitteren Hungersnot unseres Volkes reichen Gewinn schlugen, die habgierig Lebensmittel der staatlichen Verteilung entzogen und damit wucherten, die Klaviere, Möbel, Seidenroben, Bierat, Familienschmuck, Bett- und Leibwäsche, ja selbst Scheringe der Hungernden gegen schlechtes Schwarzmehl und verwässerte Milch eintauschten! Wir erinnern uns, Herr Krafft-Ebing, auch der Gutsbesitzer, die ähnliches im verstärkten Maße taten, der Gutsbesitzer zumal, die sich nicht schämten, für ihr eigenes Personal Brot- und Mehlkarten anzufordern. Wir erinnern uns der Schieber, Spekulanten und Bankgewaltigen aller Grade, die unerhörten Gewinn und Reichtum aus dem verbrecherischen Krieg und aus der Niederlage gezogen, die die Währung vollends zerstört und ein armes Volk, ein blutendes Land selbst um den letzten Rest mühsam erworbener Habe gebracht haben! — Warum fanden Sie kein Wort des Tadels gegen sie? Warum haben Sie nicht Heimwehren gegen diese „oberen Zehntausend“ Schädlinge mobilisiert, die viel mehr am Gewissen haben, als alle verurteilten Verbrecher des Landes zusammen-genommen?

Für jeden Kenner der politischen Verhältnisse insbesondere unseres engeren Gebietes wirkt es lächerlich, wenn in einem politischen Bezirk wie Amstetten, in dem letztlich von 54.376 Wahlberechtigten wohlgezählte 25 kommunistische Stimmen abgegeben wurden — und ein ähnliches Verhältnis besteht auch andernorts — von einem bedrohlichen Anwachsen der

kommunistischen Bewegung gesprochen wird und dagegen ganze Brigaden der Heimwehr mobilisiert werden! Geradezu abstoßend wirkt es, daß diesem kleinen Grüppchen Kommunisten einfach der Löwenanteil an Mord, Totschlag, Raub, Brandschatzung, Terror und Bestialität zugeschrieben wird! — Kann Herr Krafft-Ebing nur ein konkretes Beispiel für diese ungeheuerliche Behauptung nennen? Wo in unserem Gebiete, wo in unserem Lande, hat ein Kommunist gemordet; wo totgeschlagen, wo geraubt, gebrandschatzt und Bestialitäten verübt?

Wir, in denen die Kommunisten ihre größten Feinde sehen, können uns solcher Dinge nicht entsinnen. Wohl aber entsinnen wir uns, daß von bürgerlichen Wehrverbänden wehrlose

Sozialdemokraten ungesühnt gemordet wurden, daß Mord und Totschlag, Raubhandel und Raub am allerhäufigsten und aus brutalsten Motiven in rein ländlichen Gebieten von eigenen In-safaren verübt werden. Wir entsinnen uns auch, daß Brandlegungen im Lande — man frage doch die Gerichte und die Versicherungsgesellschaften! — nie von Kommunisten oder Sozialdemokraten, sondern teils von ländlichen Verbrechern an fremden Gut, teils vom eigenen Besitzer verübt werden, nicht zu vergessen der „geschäftlichen“ Fälle, wie die der Bürgermeistern Weisel, der Mann von Tulln...

Und Raub? Darüber lese man, bevor man vom Beerenpflücken im verbotenen Holzschlag spricht, vor allem die

Untersuchungsprotokolle über die diversen Bankzusammenbrüche,

über die unsauberen Geschäfte der Postsparkasse, über die gewissenlose Veruntreuung von Volks- und Staatsgeldern größten Umfangs nach, ein Trauer- und Schauerpiel, bei dem alle Rollen — ausgenommen die der Unterjochung — von den Männern der Einheitsliste, von den Vätern der Heimwehr gespielt wurden! — Bei all diesem Volksverrat hätte eine wirkliche Heimwehr, nicht von Schuldbeladenen geführt, gewiß dankbare Aufgaben gehabt; sie entbehrt jedoch jeder sittlichen Berechtigung, wenn sie sich gegen friedliche Arbeiter richtet, die für ihr primitives Recht als Mensch zu leben, kämpfen!

Nein, nein, Herr Krafft-Ebing! Ihre verzweifelte Schwankung, die Heimwehren seien nur der Schutzwall gegen den Romanismus, hat nicht die Kraft der Überzeugung. Wir nehmen solche Worte, zumal wenn wir sie mit dem wirklichen Treiben der Heimwehren vergleichen, nicht ernst, wir sehen darin nur einen Vorhang, der uns den Blick in den Hintergrund trüben soll; in dem das verwerfliche

Rüsten gegen uns Sozialdemokraten weitergeht!

Wir ersparen uns, auf die vielen Unrichtigkeiten und Widersprüche Ihrer sonstigen Ausführungen einzugehen, die ja nur die Schlussfolgerungen einer unglücklichen Einseitigkeit sind. Nur eines, was den Werk der Friedensworte aus Ihrem Munde ins richtige Licht rückt, wollen wir noch feststellen: daß erst kürzlich auf Ihrem Besitz

Schießübungen der Heimwehren stattgefunden haben! Davon ahnen natürlich Sie ebensowenig als der Herr Bezirkshauptmann, der die vorreffliche Eigenschaft hat, nichts zu sehen, was von den Einheitslistigen begangen wird.

Allen, die mit dem Feuer spielen, fagen wir mit größtem Ernst und im Gefühl sittlicher Verantwortung: Nicht das ist die Aufgabe ehrlicher Männer, statt des alten abgedrahten einen neuen Dekmantel für den Bestand und das Rüsten der Heimwehren zu suchen und zu erstehen. Die bessere Aufgabe aller Menschen, die gewissenhaft sich selbst, ihrer Familie und dem Volke gegenüber sind, ist, für den Bürgerfrieden zu wirken und hierfür als erste Voraussetzung zu fordern:

„Weg mit den Heimwehren!“

„Deutsche Gültigkeit“

Aus Burgstall wird uns berichtet: Vor kurzer Zeit hörte man, daß deutsche Turner ein 12-jähriges Mädchen vergewaltigten. Herr Oberlehrer Steinböck leitete die „Voruntersuchung“ ein, aber man hörte nichts weiter mehr, es scheint, daß es mit einer Moralpredigt sein Bewenden hatte, denn gegen Gleichgesinnte kann man nichts anderes tun, noch dazu, wenn einige Bürgerjöhne darunter sind. Ja, wenn es Sozialdemokraten wären. Der Herr Oberlehrer wird sich sicher wieder aufregen, wenn er in der Öffentlichkeit genannt wird.

DIE QUELLE

St. 4

Das unentrinnbare Schicksal.

Von Kurt Bock.

Barhäuptig, mit weitausgreifenden, wankenden Schritten, stemmt ein Mann sich durch den Sturm, der ihm den Regen bis auf die Haut peitscht. Die Blätter klatschen herab und haften auf seinem Mantel, tupfen ihn bunt wie ein Narrenkleid.

Ziellose Flucht vor diesem entsetzlichen Gesichts, das innen brennt, glüht, schmerzt.

Vorzeitig von einer Reise zu einer Wissenschaftertagung heimgekehrt, war er leise, um sie nicht zu wecken, in das Schlafzimmer seiner Kinder geschlichen, über die kleinen Betten glücklich gebeugt, hatte er aufgesehen durch die offene Türe; dort erblickte er mit diesen seinen leibhaftigen Augen das Unfassliche im blauen Lichte der hellen Nacht, seine Frau — seinen Freund — und hier die lieblich schlummernden Kinder.

Wie war er nur wieder aus dem Haus gelangt?

Tief lachte er auf. Der Regen fällt in schrägen Strahlen ihm entgegen. Blitze zucken grell aus der schwefelgelben Wolkennacht. Donner stürzt hinterdrein.

Im Walde ächzt, schreit, singt und wimmert die Hölle.

Wie irage ich dies Geschick? Wie wurde dies möglich? Bin ich mitschuldig? Schuldig einer Trägheit des Herzens? Nein! Nein!

Hasse ich nun? Sie oder ihn? Nein und aber nein!

Und was soll nun werden? Soll eine winzige Angel in sinnloser Willkür die gewaltsame Entscheidung fällen? Ist nicht bereits entschieden? Ein Loch durch die Haut, mir oder ihm, was ändert das? Nur größer und größer bläht sich das Gespenst des Unheils. Ein Loch in einem lustigen Morgenhorizont? Hohngelächter über menschliche Schickungen!

Kann ich vergeben? Ja, weil nichts so kalt-fremd, mir so unerklärlich ist, wie diese Tat, diese mir angetane Tat. Aber vergessen? Nein, nein, nein — das Bild dieser Mondnacht ist unausrottlbar. Jeder Anblick der Frau, der Kinder, muß mir die Wunde tiefer reißen.

Wie die Regensfluten gut tun. Mantel auf! Krügen auf — strömt, kühlt!

Liebt sie ihn? Sind all unsere Jahre, sind die Kinder ausgelöscht? Lieben mich denn die Kinder? Auch sie werden ihre eigenen Wege gehen.

Wo bin ich menschlich denn verkettet? Wo?

Jäh springt rings Feuer aus dem Boden, aus den Baumkronen, rings grell, weiß — ein Krachen reißt Himmel und Erde furchtbar auf. Wildestes Dunkel, gleißendste Helle kreist wirbelnd in toller Spirale steil, spitz hoch.

Als der Mann zu sich kommt, liegt er gefüllt in rinnendem Wasser, über ihn wölbt sich der blüßgebrochene Baum, dessen frische Narbe noch widerlich schmeckt. Er liegt und spürt die Ohnmacht seiner Glieder.

Im trüben Zwicklicht späht er irr um sich, das Kinn mühsam aus dem Schlamm erhoben.

Und sieht nichts, nur eine Handbreit matter Helligkeit nur dicht vor sich unter dem schützenden Schirm eines großen Wegerichblattes, ein trocknes Stücklein sandiger Erde, einen glattwandigen, einen fingergliedtiefen, weißen Sandtrichter, in dem sich eine hurtige Ameise abmüht.

Sie strampelt hoch, höher, aber dicht am rettenden oberen Rande — immer wieder gleitet sie ab in rinnenden Sand, rutscht trotz allen Sträubens auf rollenden Körnchen der Trichtertiefe zu. Müht sich wieder und taumelt wieder hinab. Aber da unten, ja, da hockt das Geheimnis ihrer tödlichen Angst. Aus der winzigen Mitte des Loches ragen zwei messerscharfe Klauen, drohend geöffnet, und zittern gierig nach der Beute. Die Ameise arbeitet fieberhaft: wieder ist sie nahezu oben, da verrinnen mit ihr einige hundert Sandkörnchen, und sie stürzt in die gebreiteten Gangarme des Ameisen-

löwen, die Messer schlagen zusammen und trennen den Kopf vom Rumpf. Ein dürrer, gefräßig gerechter Insektenkörper schiebt sich aus der grauenhaften Fallgrube ein wenig hoch und zieht die zuckenden Ameisenteile hinab ...

In fröstelnder, fruchtloser Wut spürt der Mann die Ohnmacht seiner Faust ... Wollte er zuschlagen? Kann ich den Hunger, den tierischen Trieb, durch meine Kraft töten, ändern?

Habe ich nicht eben erst die winzige, willkürliche Angel verläßt, habe verziehen, was mir fremd ist?

Ein Leuchten erstrahlt um ihn — eine befeelnde Ruhe breitet sich um ihn.

Der ungehemmte Trieb ist's, der mir fremd ist, weil ich Mensch bin, Geist. Denn dem Tier habe ich voraus den reinen Willen des Geistes, und desto mehr bin ich Mensch, je bedingungsloser ich den freien Weg des erlösten Geistes gehe!

Das Blut stürzt ihm jäh und warm vom Herzen, er fühlt seine Kraft zurückkehren, stützt sich hoch, steht auf im erwachenden Morgen:

„Ich verzichte kraft des Geistes auf alle, die auf mich verzichten. Es kommt nur auf den Geist an.“ — Und er schreiet befriedigt aus in irgendeine ferne Einsamkeit.

Die Zahnschmerzen des Ben Towit.

Von Leonid Andrejew.

Es war an jenem Schreckenstag, als die Menschheit ihre große Sünde beging und Jesus Christus zwischen Räubern auf Golgatha ans Kreuz geschlagen wurde — an jenem Tage bekam der Kaufmann Ben Towit in Jerusalem ganz gräßliche Zahnschmerzen. Sein ganzer Kiefer schmerzte rasend, noch bevor der Tag graute. Die ersten Leidenszeichen hatten sich bereits schon am Vorabend eingestellt. Nachdem Ben Towit aber gut zu nacht gespeist hatte, hörten die Schmerzen vollständig auf. Ben Towit beruhigte sich und vergaß alles.

Am selben Tage hatte er nämlich seinen alten, hinkenden Esel gegen ein junges, kräftiges Tier eingetauscht, und deshalb war er sehr vergnügt und legte den Zahnschmerzen keine weitere Bedeutung bei.

Er schlief auch sehr ruhig und sei, aber gerade kurz vor Tagesanbruch beunruhigte ihn irgend etwas, als wenn man ihn plötzlich in irgend einer sehr wichtigen Angelegenheit herbeirief, und als er demzufolge einfach rasend aus dem Schlafe auffuhr, schmerzten seine Zähne ganz infam. Der Schmerz wühlte und nagte scharf und bohrend. Ben Towit war außerstande, festzustellen, ob es sich dabei um den Weisheitszahn handelte oder ob es andere Zähne waren, die mit diesem gemeinsame Sache machten. Mund und Kopf brannten einzu vor Schmerz. Ihn war, als ob man ihn dazu zwänge, spitze, rotglühende Nägel zu kauen. Er füllte den Mund mit kaltem Wasser, was den Schmerz auf kurze Zeit linderte, ihm war, als ob die Zähne auf Wellen hin- und hergeschaukelt würden — und das war ganz angenehm. Ben Towit legte sich wieder zu Bett und dachte an den neuen Esel und daran, wie glücklich er im Grunde sei, wenn er bloß Ruhe haben könnte vor den verdammten Zähnen. Aber das Wasser war nicht kalt genug gewesen, und nach etwa fünf Minuten wurde der Schmerz noch größer. Ben Towit setzte sich auf die Bettkante und schüttelte den Kopf. Sein ganzes Gesicht verzog sich schauerhaft. Es war, als ob die schwere Nase zusammenschrumpte, diese Nase, die matt und bleich geworden war vor lauter Schmerzen, und an deren äußerster Spitze ein kalter Tropfen zitterte. Während er nun so dasaß, fielen die ersten Sonnenstrahlen auf ihn und seine Schmerzen herab.

Ben Towit war ein braver und herzensguter Mann, der nicht im entferntesten daran dachte, gegen irgend jemand ungerecht zu sein, aber als seine Frau erwachte, zischte er sie an, noch bevor sie selbst ein Wort zu sagen imstande war. Er hielt ihr vor, daß sie ganz ruhig schlief,

während er vor Schmerzen vergehen könne. Die Frau nahm den Anschauzer ganz geduldig entgegen, denn sie wußte, daß es nicht böse gemeint war. Dann brachte sie ihm viele ausgezeichnete Heilmittel zur Bekämpfung des Übels: Gereinigtes Rattendreck, scharfes Skorpionengift und einen echten Steinsplitter jener denkwürdigen Gesekestafeln, die Moses zertrümmert hatte. Von dem gereinigten Rattendreck wurde ihm etwas besser, obzwar es nicht sehr lange anhält. Der Steinsplitter und das Skorpiongift trugen auch zur Linderung bei, aber immer kam der Schmerz mit neuer Kraft und Heftigkeit wieder.

Während der wenigen Minuten, in denen er sich wohler fühlte, tröstete er sich mit dem Gedanken an den neuen Esel, aber wenn es wieder schlimm wurde, ärgerte er sich maßlos über seine Frau und drohte damit, mit dem Kopf gegen einen Stein rennen zu wollen und sich den zu zerschmettern. Schließlich ging Ben Towit auf dem flachen Dach seines Hauses hin und her. Dann und wann kamen Kinder angelaufen und erzählten ihm ganz außer Atem von Jesus, dem Nazarener. Ben Towit hörte sie mit gerunzelter Stirne an.

Es war auch wirklich recht peinlich, daß sich in den Straßen so viele Menschen angesammelt hatten. Auf den Nachbardächern taten die Leute auch nichts anderes, als daß sie zu Ben Towit hinüberstierten, der seinen Kopf wie ein Weib in ein Tuch eingebunden hatte. Als er sich anschickte, wieder ins Haus hinunterzusteigen, sagte seine Frau zu ihm:

„Sieh nur da — da ziehen sie mit einigen Verbrechern ab — vielleicht könnte dich dieser Aufzug etwas zerstreuen?“

„Sei so gut und laß mich in Frieden. Siehst du denn nicht, daß ich leide?“ Aber trotzdem fand Ben Towit, daß seine Frau vielleicht recht habe. Halb widerstrebend, mit schiefer Kopfhaltung, das eine Auge geschlossen, die Hand unterm Kinn, schlich er wieder an den Rand des Daches und sah mit mißmutigem und weinerlichem Gesicht hinab.

In der schmalen Straße bewegte sich eine große Menschenmenge, in Wolken von Staub und unter Entfaltung von gewaltigem Lärm vorwärts. Mitten unter ihnen schlepten sich die Verbrecher unter der Last ihrer Kreuze des Wegs.

Der eine der Verbrecher, der mit den langen blonden Haaren, stolperte in blutbesleckten und zerrissenen Gewändern einher. Er strauchelte über einen Stein und fiel hin. Das Schreien und Lärmen wurde noch lauter und das Volk drängte sich um den Gefallenen. Plötzlich fuhr Ben Towit vor Schmerzen zusammen, als wenn ihm ein glühender Nagel in den Zahn gefahren wäre und darin herumsohrte. Wütend, stöhnend und desinteressiert verließ er das Dach.

„Wie die schreien,“ sagte er neidisch, und er konnte nicht umhin, sich die weitgedörrten Mäuler mit den gesunden Zähnen vorzustellen.

„Man sagt, daß er Blinde geheilt haben soll,“ meinte seine Frau.

„Ja — natürlich — laß ihn meine Zahnschmerzen heilen,“ raunte Ben Towit ironisch und fügte bitter und wütend hinzu: „Was für einen scheußlichen Staub die machen — wie eine Schafferde — man sollte sie auseinanderjagen mit Knüppeln!“

Seine Frau bekam recht. Der Auftritt hatte Ben Towit etwas abgelenkt, möglicherweise hatte der Rattendreck auch das Seine getan — jedenfalls konnte Ben Towit ein wenig schlafen.

Als er erwachte, war der Schmerz fort. Nur die rechte Kieferpartie war geschwollen.

Da kam der Nachbar, Gerber Samuel, und Ben Towit führte ihn hinaus, um ihm den neuen Esel zu zeigen, und genos selbst mit Stolz die überströmenden Lobeserhebungen des Nachbarn. Danach gingen sie auf Golgatha, weil die neugierige Sara so gern die Bekreuzigten sehen wollte. Auf dem Hinweg erzählte Ben Towit dem Nachbarn Samuel die ganz schreckliche Begebenheit, also die mit den Zahnschmerzen, wie ihm gestern bereits der rechte Unterkiefer meh getan

hätte, und wie er in der vergangenen Nacht mit so schauerhaften Schmerzen aufgewacht wäre. Um die Erzählung besser zu veranschaulichen, setzte er eine Leidensmiene auf, schloß die Augen, schüttelte den Kopf und stöhnte. Und der graubärtige Samuel nickte mitleidsvoll und sagte:

„Hi — ai — ai — wie schmerzhaft!“
Diese Anteilnahme tat Ben Tomit wirklich wohl, was ihn dazu ermutigte, seine Leidensgeschichte noch einmal zu erzählen — und dann verlor er sich schließlich in die Vergangenheit und erzählte von jenem Tage, an dem er zum erstenmal Zahnschmerzen gehabt hätte — damals war es allerdings der linke Unterkiefer gewesen. Auf diese Art erreichten sie, in tiefgründige Gespräche verwickelt, Golgatha. Die Sonne, die vom Schicksal dazu verurteilt war, dre Welt auch an diesem schrecklichen Tage ihr Licht zu spenden, ging hinter den fernen Bergen zur Küste, nur im Westen brannte ein schmaler Purpurstreifen wie eine Blutspur.

Gegen diesen Hintergrund hoben sich drei Kreuze gespenstisch ab. Am Fuße des mittleren knieten einige schattenhafte Gestalten.

Die Volksmenge war schon längst auseinandergegangen. Die Luft war kühl. Mit flüchtigem Blick streifte Ben Tomit die Kreuze. Dann nahm er Samuel unter den Arm und kehrte in sein Haus zurück. Er fühlte sich ganz außergewöhnlich wohl und guter Dinge, weswegen er die Zahnschmerzengeschichte gern zu Ende erzählen wollte.

Ben Tomit setzte wieder seine Leidensmiene auf, und unter ständigem, mitleidsvollem Kopfnicken und ebensolchen Ausrufen von Samuel schüttelte Ben Tomit sein Haupt und stöhnte ganz echt und natürlich.

Und die Nacht stieg aus den blauen Bergklüften und den fernen öden Tälern herauf.

Es war, als wollte sie die Schandtät der Menschen vor den Blicken des Himmels verbergen.

Chinesen beim Essen.

„Knigge“ der Chinesen. — Suppe aus Haifischflossen. — Sonnefarn.

Von Paul Frene.

Der „Knigge“ der Chinesen ist noch viel komplizierter als bei uns. Ihre Höflichkeit ist einfach manchmal erstaunlich, und das Lächeln, aus dem ja kein Europäer klug werden kann, verläßt sie nie. Essen bei Gelegenheiten von Einladungen oder Familienfestlichkeiten usw. sind in China eine ganz große Sache, die manchmal nicht nur Stunden, nein, sogar von Mittag bis tief in den Abend hinein währt.

Märchen von Ratten und Mäusen, die in China als Delikatessen gelten sollen, sind natürlich Unsinn. Dahingegen ist es Tatsache, daß besonders in Süchina von der weniger bemittelten Volksklasse Hunde zuweilen gerne gegessen werden. Als besondere Leckerbissen gelten dabei schwarze Hunde. Man spricht ja auch im Küstenglisch Chinas von Tschau-Dog, und „Tschau“ heißt „essen“. Darum braucht aber der zu einem vornehmen Chinesen eingeladene Europäer keine Angst zu haben, daß man ihm etwa gespickten Tschau-Dog vorsetzt.

Zu solch einem Essen werden außer den Verwandten und Bekannten nach Möglichkeit auch Personen von Rang und Stand eingeladen. Vor Beginn des Mahles gibt es fast immer ein außerordentlich höfliches und lang hinausgezogenes Komplimentieren, so daß der erste Gang meist sehr kalt ist, ehe sich die Gesellschaft nach vielen Verbeugungen, Kotsaus und verstärktem, allseitigem Lächeln endlich zur Mahlzeit niederläßt. Gern reicht man vorher im Winter heißen und im Sommer kalten Reis-Schnaps, sogenannten Sam schu. Davon wird auch später während der Mahlzeit eine recht beträchtliche Menge getrunken. Heutzutage reicht man natürlich auch europäische Getränke, Bier, Wein, Liköre, Whisky und Soda, wobei der Whisky sehr häufig Schottland niemals gesehen, und nicht aus gutem Korn, sondern aus ganz gewöhnlichen Kartoffeln gebrannt ist. Das Etikett, vielfach in China gedruckt, ändert an dieser Tatsache nichts.

Gegessen wird mit den bekannten Holzstäbchen, denn das Fleisch ist in kleinen Stücken vorgeschnitten. Europäer, die zur Freude der Tafelgesellschaft mit den zwei Holzstäbchen nicht fertig werden können, bekommen natürlich Messer, Gabel und Löffel. Es gibt eine riesige Zahl von Gängen, die alle den typischen chinesischen Geruch und Geschmack haben. Zweifellos sind z. B. die aus Reis, Schweinefleisch, Gemüsen aller Art, Gewürzen mit Zusatz von viel Knoblauch, Zwiebeln, japanischer Soga-Sauce oder Fischöl bereiteten suppenartigen Speisen äußerst schmackhaft und pikant. Aber jeden Tag kann man als Europäer das Zeug doch nicht essen. Hauptächlich liegt das an der durch verblühende Azaabe von Fischöl erzielten hohen Geschmacks-

nianze. Das Fischöl wird aus gefalzten Fischen hergestellt, die tatsächlich zum Teil in Fäulnis übergegangen sind. Was will das besagen? Wir essen ja auch Harzer Käse am liebsten, wenn er schon beinahe Galopp macht. Bei den Franzosen muß ja auch das Fleisch und besonders das Wildbret vor der Zubereitung einen „kleinen Knax“ haben.

Die Anzahl der Gänge bei solchen chinesischen Festessen ist, wie bekannt, außerordentlich groß. Es gibt Suppe aus Haifischflossen oder Schwalbenester. Diese Nester sind außerordentlich teuer. Ein großer Teil kommt von Inseln im Golfe von Siam. Dort ist das Recht der Ausbeutung dieser Schwalbenester in Form eines Monopols von der siamesischen Regierung an einen reichen Chinesen verpachtet. Das eigentliche Nest polstern sie inwendig noch mit einer gallertartigen Masse aus, die die kleinen Tierchen herauswürgen. Dieser gallertartige Einsatz des Nestes wird herausgenommen, gereinigt und zu Speisen, besonders zu Suppen benützt. Solche Schwalbenester werden in China auch gern als Heilmittel gegen Blutarmut und Schwindel gegeben. Tatsächlich soll ihr Genuß solchen Kranken gut tun. Wundervoll sind auch die chinesischen, unter Zugabe von Fleisch, Eiern, Gewürzen und Gemüse bereiteten Nudel Speisen, die den italienischen Makkaronierichten ein wenig ähneln. Dazu kommen Gerichte aus Schildkröten, Muscheln, Austern und allerlei anderem Seegetier, würzige Pasteten aller Art sowie eine Unmenge anderer Speisen. Zum Schluß gibt es, wie bei uns, äußerst leckere Süßigkeiten. Tee, den man ja in Ost- und Südasien überall zu jeder Tageszeit trinkt, fehlt natürlich nicht. Noch vor gar nicht langer Zeit war es ein Beweis höchster Befriedigung, wenn die Gäste beim Essen und besonders nachher recht hörbar tief vom Magen aus aufstießen. Das Eindringen der europäischen Kultur hat natürlich hierin bei der jüngeren Generation auch schon beträchtliche Wandlung geschaffen.

Übrigens sind solche chinesischen Essen recht kostspielig. Die vielen, überaus zeremoniellen Höflichkeiten ergeben sich selbstverständlich aus der jahrtausendalten Kultur des Volkes, die je in ihrer Art zweifellos auch ihre Überfeinerung besitzt. Jedenfalls soll es der nach China kommende Europäer nicht veräumen, so ihm Gelegenheit gegeben wird, an einem großen chinesischen Essen teilzunehmen.

Er wird das überaus interessante Milieu und vor allem den eigenartigen, manchmal etwas zu pikanten Geschmack niemals vermissen.

Innen des Kaffeehauses.

Von A. Rudolph.

Wenn man regelmäßig in einem ganz bestimmten Café sich einzufinden pflegt, so wird man gar bald Gästetypen kennen lernen, die uns zwar unbekannt sind und bleiben, weil wir uns nicht gegenseitig einander vorstellen und vielleicht auch gar nicht vorstellen wollen, die uns aber trotzdem von Tag zu Tag mehr bekannt werden und ohne die wir uns das gewohnte Bild des Cafés eigentlich gar nicht mehr recht vorstellen können. Unbekannte Bekannte. Nur einige wenige Typen, die wir alle kennen, seien herausgegriffen. Da ist vor allem der berühmte oder besser der berühmte

Zeitungsreader,

jene Mischung zwischen Intelligenz und Raubtier, dessen Nahrung das Zeitungspapier ist, von dem er nie genug erraffen kann. Mit einer eiferfüchtig auf seinen Nebengast aufpassenden Miene setzt er sich schon vor seine Kaffeetasse, mißtrauisch mustert er sein Gegenüber, in ungueter Laune schaut er sich im Lokal um, ob einer, und wie er etwa schon so wissenschaftlich sein könnte wie er. Dann holt er sich Zeitung für Zeitung herbei, oder läßt sie sich vielleicht gar in passchmäßigem Selbstbewußtsein von der Bedienung herbeiholen. Er legt die eine Hand wie einen Briefbeschwerer auf den Stof seiner Beute mit einem nicht mißzuverstehenden Ausdruck „mein ist der Raub und mir gehört er!“ und beginnt in der ersten Zeitung zu lesen, d. h. zu blättern. Meist liest er nur die Schlagzeilen und die Anzeigen. Äugt dabei immer gefahrdrohender nach seinem Gegenüber oder seinem Nebengast und gibt seinen Raub um so weniger aus seinen Krallen, je früher und gewisser er gewahrt wird, daß andere auf ihn oder wenigstens einen Teil von ihm warten. Je mehr sich dieses Empfinden in seiner schwarzen Seele festigt, um so fester krallt er seine Beute, um so fester ist natürlich der Inhalt, um so stolischer und selbstbewußter genießt er seinen Raub. Hat er die eine Zeitung aus, deckt er sie mit einer anderen zu, ohne dabei jedoch die erste aus der Hand zu lassen. So spannen sich mit der weiterreichenden Zeit seiner Lesestunden die Finger an der Hand immer weiter, er vergißt seine Umgebung und legt die Beute erst

aus der Hand, wenn er sich vergewissert hat, daß alle seine Nebenbühler mit seiner Bildungsenergie aus dem Felde geschlagen, aus dem Tempel hinausgedrückt worden sind und keiner mehr auf dem Schlachtfeld ist, der ihm eine Zeitung abnehmen könnte. Dann läßt er satt und matt seine Beute auf den Stühlen liegen, zahlt und verläßt siegestolz den Schauplatz seiner befriedigten Morbertätigkeit.

Der lederne Stammgast.

O! Man kennt auch diesen Unbekannten, ohne den ein Café undenkbar und dessen Inneneinrichtung unvollkommen wäre. Er kommt ganz pünktlich zur Sekunde, geht gemessen auf das Tischchen, das Ziel seiner Wünsche zu, läßt sich mit gesammelter Andacht nieder, zieht die Uhr, stellt fest, daß es auf die Minute fünf Uhr ist, hebt den Arm hoch, um seine glückliche Niederkunft dem Herrn Ober anzuzeigen, studiert die aufgesteckte Preiskarte von oben bis unten, von links nach rechts durch und begrüßt den herantretenden Ober mit freundlicher Sentimentalität. „Was gefällig, Herr Maier? —“ „Viktor, eine Tasse Kaffee. Aber — ohne Milch!“ „Ganz recht, Herr Maier!“ dienert der Ober, geht ans Büfett, nimmt die dampfende Tasse und setzt sie mit Grandezza seinem Gast vor. „Danke, Viktor!“ Dann zieht der Stammgast aus seiner Brusttasche ein Kölbchen mit Milch und mengt das köstliche Weiß in die braune Götterspeise. Nachdem er so eine Stunde vor seiner Tasse gesessen und sie im andächtigen Schlürfen zur Neige geleert hat, hebt er wiederum wie ein Schupo die Rechte hoch. Das heißt: „Achtung! Viktor!“ Der kennt als alter Soldat dieses Anknüpfungskommando und stürzt zum Throne seines Edlen. „Herr Maier?“ — „Viktor, was bin i ket?“ — „Eine Tasse Kaffee, Herr Maier!“ — „Ohne Milch, Viktor!“ Herr Maier steckt den letzten Zucker in seine Rocktasche, legt vier Groschen auf den Tisch, zählt sie nochmals genau, prüft ihre Echtheit und sagt schließlich nach eingehender Befastung seiner Obolusse: „5 Pfennig retour, Viktor!“ „Schönen Dank, Herr Maier.“ dienert Viktor. Hilft seinem Maier in den Mantel, öffnet ihm die Türe und nimmt — unter den rührenden Worten: „Guten Abend, Herr Maier,“ von seinem Schutzherrn bis morgen Abend ergreifenden Abschied.

Geschäftsabluß.

Wenn zwei Geschäftsfreunde der Einigung sich nähern, gehen sie ins Café. An ein kleines, rundes Marmortischchen, wo man ungestört mit den Armen fuchteln und mit den Beinen schlenkern kann. Wo die Marmorplatte den Faustschlag der Beteuerungen aushält und wo man nicht Angst haben muß, daß man von seinem Nebemann um Feuer gebeten wird. Dort also, auf der runden Arena des Kampfplatzes, stehen zwei Tassen Kaffee. Auf Kuchen wird verzichtet. Nur geschlotet wird von beiden Parteien auf Teufel komm raus. Man muß doch seinem Partner blauen Dunst vormachen. Das gehört doch nun einmal zum Metierhandwerk. So sitzt man also wie zwei lauende Tiger sich gegenüber, beschwört und beteuert mit Einfach seiner Serigkeit, daß man doch nur das Beste (von ihm für sich) wolle, lobt seine Waren und seine Ehrlichkeit über den Schellenkönig und ist für seine Umgebung nicht da. Die umkreist die feindlichen Ringer mit scheuen Blicken, drückt sich an ihrem Tischchen vorbei und wird erst wieder auf die beiden Kampfhähne aufmerksam, wenn „sie sich beide in den Armen liegen und weinen vor Schmerzen und Freuden“. Dann, wenn der Friede ausgebrochen ist, kehren sie ins Leben zurück; der eine — vermutlich der Eingeseite — knallt mit den Fingern: „Ober, zwei Schnäpse!“ — „Große?“ — „Selbsterständlich!“ Und ob es bei einer, zwei, drei oder mehr Kunden bleibt — je nun, das hängt von der Größe der Schadenfreude ab, die der mutige Gladiator über den buhfertigen Sünder, sein Gegenüber, empfindet.

Der Rörgler.

Er ist der Hypochonder des Cafés. Er nörgelt an allem. Bald ist ihm die Schillerlocke zu klein, bald zu ruhig, bald der Apfelkuchen zu saftig, bald zu trocken, bald spielt das Gramophon zu laut, bald zu leise, bald schimpft er, daß das Café kein offenes Bier ausschenkt, bald wünscht er lieber Flaschenbier. Heute regt er sich auf, daß die weibliche Bedienung zu unachtsam ist, morgen raunzt er den vergefälligen Ober an, weil er vergaß, ihm ein Glas Wasser vorzusetzen. Sein Gesichtsausdruck ändert sich nie, weder beim Kaffee trinken, noch beim Schillerlocken essen. Und immer sind ihm die Preise zu hoch. Nur einmal gab er sich zufrieden. Neulich, als der Ober ihm die Nachricht in der Zeitung zeigte, daß in Wien eine Schillerlocke um 2000 Mark versteigert worden sei. Da blickte er mit schmunzelndem Behagen in die nächste beste vor ihm lockende Schillerlocke und zahlte, ohne zu schimpfen.

Das Bärchen.

Dem kommt es weder auf die Güte des Kaffees, noch die Billigkeit des Kuchens, weder auf die Musik noch die Frische des Eises an — das geht ins Café, um mit seinem Glück allein zu sein. In einer Ecke, in einer Nische, hinter einer Säule, einem windschiefen Suttänder, hinter nassen Regemänteln oder schneebedeckten Winterpaletotern — ist ihm ja alles einerlei. Hauptsache bleibt, daß man sich gegenseitig kundgeben kann, daß man sich gut ist.

Vor arabischem Gericht.

Erinnerungen an Marokko von A. Jose.

Der Verfasser war längere Zeit bei der Fremdenlegation. Die Redaktion.

Wie ich so einmal durch die krummwinkligen Straßen und Gäßchen der alten Stadt Fez schlenderte, blieb ich vor dem Obststande irgendeines würdigen, bärtigen Arabers stehen, bei dem ich mir ein paar Paradiesäpfelchen erstehen wollte.

Es war ein dumpfer Sommertag, und die Araber betrachteten den Geruch von Paradiesäpfeln als etwas zur Repräsentationspflicht Gehörendes, ungefähr so wie es die Franzosen als unerlässlich für jeden Angehörigen ihrer Klasse halten, daß er auf der Terrasse eines Cafés fige und gekühlten Wein trinke.

In jenem Tage lag mir besonders daran, mich würdig zu repräsentieren, denn der Moghazni — arabischer herittener Polizist — der mich begleitetete, versprach mir, Moulay Abdallah, Dar Sabum — „das Haus der Freunde“ — zu zeigen, wohin ein Europäer nicht darf. So eine Gelegenheit stand schon dafür, mir den Magen mit Paradiesäpfeln zu verderben, an welche ich damals noch nicht gewöhnt war und die mir sehr schlecht mundeten. Ich hatte nämlich das Gefühl, als ob sie nach Bananen riechen würden.

Doch ich kaufte mir ein paar Duzend, nachdem sie der besorgte Amar zuvor sachmännisch abgegriffen und mir erklärt hatte, daß sie „Rezian bezef“ — vortrefflich — seien. Ich teilte mich brüderlich mit ihm darein, verwahrte mein Teil in der Kapuze des arabischen Kaiks, den mir der Moghazni geliehen hatte, verkleidete mich als Araber und biß in ein Äpfelchen hinein, wobei ich den begeistertsten Schilbermaen Amars lauschte, die er von der Schönheit der Bauchtänzerinnen entwarf ...

Mit einem Male spürte ich irgendein Ziehen an meiner Kapuze, und indem ich mich umwendete, erblickte ich einen arabischen Cassenjungens, der mir die Äpfelchen aus der Kapuze stahl. Ich verwahrte mich dagegen und es entwickelte sich eine kleine Kauferei.

Die Gäßchen in Fez zeichnen sich keineswegs durch Ruhe aus, fast in jedem der kleinen Lehmhäuschen mit flachem Dach befindet sich ein kleines Geschäft mit Obst, Teppichen u. a., oder eine Werkstatt, ob es nun die eines Webers, eines Goldarbeiters oder eines Waffenschmiedes ist, die Inhaber raufen sich oft quer über die Straße und lassen sich dabei durchaus nicht durch das Geschrei der kleinen, halbnackten Kinder oder durch das warnende „Aral!“ der Maulkeltreiber, deren Tiere mit Traglasten voll beladen sind, abhalten.

Doch der kleine Dieb hatte ein paar Anhänger, die sich seiner annahmen. Der heißblütige Moghazni begann eine Kauferei, und binnen kurzem blühten Messer. Ich weiß nicht, wie es aeendet hätte, wenn nicht die städtische Eingeborenenwache eingegriffen hätte, die den Jungen und mich zusammenpackte und uns fort-schleppte. Die paar Siebe, die ich von der erregten Einwohnerschaft erhielt, welche in mir einen Europäer erkannt hatten, trugen keineswegs dazu bei, meine Laune zu verbessern, aber noch schlimmer war es, daß der Moghazni ben Amar verschwunden war.

Man schleppte uns nicht allzu weit. Ein paar Augenblicke später zerrten sie uns durch das offene Tor eines Lehmhäuschens, das sich durch sein Aussehen von den andern durch nichts unterschied, höchstens dadurch, daß vor ihm ein Araber in der Uniform der Wache saß und ein Gewehr auf seinem Schoß liegen hatte. Meinen Blick durch den Raum schweifend lassend, erkannte ich, wohin sie mich gebracht hatten: Ich befand mich beim arabischen Gericht.

Die Einrichtung der kleinen Räumlichkeit bestand aus einem Strohtappich auf der Erde; die Wände waren ungeweißt, es hingen an denselben ein paar Verlautbarungen in arabischer und französischer Sprache. Auch eine Holzbarriere war hier, die die Räumlichkeit abtrennte, dann eine Bank, wahrscheinlich die Angeklagtenbank.

Hinter der Barriere saßen zwei Araber. Die Wächter, welche mich vorführten, begannen rasch hintereinander zu sprechen, und da ich damals recht wenig Arabisch verstand, wußte ich nicht, was sie gesagt hatten. Dann sprach der Junge, der mich bestohlen hatte, und nachdem er

verstummt war, begann ich zu sprechen, indem ich alle meine Kenntnisse im Arabischen zusammennahm. Ich verwechselte das „Haus der Freude“ mit „Paradiesäpfelchen“, zur nicht geringen Unterhaltung der Richter, die sich darüber sehr amüsierten, und dann begann ich Französisch zu sprechen.

Die Richter und die Wächter verstanden mich, aber nicht ein einziger gab auch nur durch ein Wimperzucken zu erkennen, daß sie meine Reden verstanden hatten.

Der Haß der Eingeborenen gegen die Franzosen war mir bekannt. Es wurde mir beklommen zu Mute und ich verstummte, den Urteilspruch der Richter erwartend, die sich würdevoll den Bart strichen.

Es herrschte Stille im Zimmer, die Richter berieten sich. Endlich verkündete einer von ihnen das Urteil. Er sprach Arabisch, aber da der Diebsjunge zu jammern begann, war ich der Meinung, daß der Gerechtigkeit Genüge getan wurde, und als die Wächter den Burschen anpackten, wollte ich mich entfernen, indem ich den Richtern dankte: „Saha, sidi ...“

Aber eine weitere Dankesbezeugung blieb mir in der Kehle stecken. Ich wurde nämlich im gleichen Augenblick angepackt, die Wächter legten mich auf die „Anklagebank“ und hielten mich fest, während sie mir meine Ledergamaschen abschmalteten. Ich mehrte mich tapfer und schrie französisch und arabisch, aber eine Verurteilung gegen eine Strafe scheint bei den arabischen Gerichten nicht üblich zu sein.

Blötzlich empfand ich einen kräftigen Hieb und einen brennenden Schmerz in der Wade. Die Paradiesäpfelchen und die Bauchtänzerinnen begannen mir vor den Augen zu tanzen, und ich schrie vor Schmerz laut auf.

Ein zweiter Schrei war die Antwort darauf. Es war der Moghazni, der im Saale erschien.

Ohne sein rechtzeitiges Einschreiten und seine lange Rede, mit welcher er mich verteidigte, hätte ich noch vierzehn solcher Hiebe bekommen.

Wie er mir später erklärte, wurden wir beide, der Junge und ich, zu je fünfzehn Peitschenhieben verurteilt.

Ich schnallte mir meine Gamaschen zu, wobei ich mir beständig die Wade rieb, während der Dieb an meiner Stelle, wohin ihn die Wächter gelegt hatten, brüllte.

In jenem Tage verging mir jede weitere Lust auf Paradiesäpfelchen und arabische Bauchtänzerinnen, und ich ging heim, mit meiner schmerzende Wade reibend ...

(Berechtigte Übersetzung von J. Reizmann.)

Sieben Zentner ein Fisch!

Die Thunfischerei.

Auf der Tyskebruggen in Bergen, dem großen Fischmarkt, lagen sie nebeneinander, vier ungeheuerliche Kerle von je mindestens 700 Pfund Gewicht! Man stelle sich das einmal richtig vor: 7 Zentner wiegt so ein einziger Thunfisch. Da merkt man es wenigstens, wenn man etwas ins Netz bekommen hat. Diese vier Thunfische hat ein einziger Fischer gefangen, aber der glückliche Besitzer diert Ungetüme schien gar nicht sonderlich erfreut zu sein, denn es ist keine Kleinigkeit, den passenden Absatz für diese Unmengen Thunfisch zu finden, der merkwürdigerweise immer noch nicht nach Gebühr geschätzt wird. In Spanien ist das ganz anders. Dort, wo die Thunfische zu Tausenden auftreten, erfreuen sie sich großer Beliebtheit und sind ein wertvolles Volksernährungsmittel. Thunfischknäuel, in Mehl paniert und in Butter gebacken, sind unstreifig eine Delikatesse, nur muß man darauf achten, daß man ihn frisch bekommt, weil das Fleisch beim längeren Liegen einen unangenehmen Trangeschmack bekommt. In Spanien findet man das Thunfischfleisch, das aussieht wie saftiges Rindfleisch, in Mengen in allen Schlächterläden. Die Dohsen werden ja dort auch anderweitig gebraucht. Aber der Thunfisch wird erst ruderisch auf alle mögliche Weise zubereitet. Aus dem gespaltenen Schwanz kocht man sogar eine Dohsen-schwanzsuppe, die der echten an Wohlgeschmack durchaus nicht nachsteht, und die man sogar Kennern als Schildkrötensuppe aufstischen kann, wenn man es liebt, ein bißchen zu schwindeln. Aber unsere Hausfrauen sind etwas mißtrauisch und gehen nicht gern an Neuerungen heran. Und doch bietet der Thunfisch eine nahrhafte und wohlschmeckende Bereicherung des Küchenzettels. Es ist wirklich schade, daß viele der Kollosse mangelnden Absatzes wegen für ein Butterbrot an die Seifenfabriken verkauft werden. Zugegeben, daß sie auch dieses Material für die Verarbeitung haben müssen, aber es braucht nicht gerade ein so wertvolles Nahrungsmittel zu sein.

Der Thunfisch gehört zu der Gattung der Makrelen, ist am Rücken stahlblau, am Bauch silbergrau gefärbt, erreicht oft eine Länge bis sechs Meter und kann ein Gewicht von 1200

Pfund erlangen. Er lebt im Atlantischen Ozean und im Mittelmeer, wo er sich im Frühling zur Laichzeit in großen Scharen einstellt. Man fängt ihn dort mit großen Netzen, die mehrere tausend Fuß lang sind und „Mandrague“ oder „Ton-nare“ genannt werden. Diese, in mehrere Kam-mern geteilten Netze werden in der Nähe der Küste in der Zugrichtung der Fische gespannt und diese allmählich durch Lärm bis in die hinterste Kammer getrieben, worauf man sie schlachtet, zerstückelt und in der Hauptsache sofort ein-pökelt. Doch ist das natürlich nur die größte Form der Zubereitung, da der gefalzene Fisch seinen zarten Geschmack verliert und sich dann wirklich nicht mehr für jeden Gaumen eignet. Es ist damit wie mit dem Stockfisch, den auch nicht jedermann essen kann. Frisch zubereitet dagegen ist der Thunfisch unbestritten eine Delikatesse. Zähes Ochsenfleisch, mit dem uns die Restaurants so oft martern, ist nichts dagegen.

Bei uns in Deutschland tauchte der Thunfisch zuerst in der Kriegszeit auf, als uns alles entzogen war. Da war es wie ein Wunder, die saftigen, großen Fleischstücke zu sehen, die man ohne Karten kaufen konnte. Und dennoch blieben die Hausfrauen mißtrauisch stehen — die hatten Angst vor dem Trangeschmack. Das war bedauerlich. Man hätte damals alles tun sollen, den Thunfisch populär zu machen, er hätte uns eine lange Zeit sehr wesentlich verschönern können; ein Fehler ist nur, daß der Fisch bei uns ziem-lich teuer ist; hier spielen wieder einmal die hohen Frachtspeisen und Zölle eine peinliche Rolle, indem sie etwas, was als Volksernährungsmittel gedacht ist, so verteuern, daß es eigentlich Luxusdelikatesse auf der Tafel des reichen Mannes sein kann. Sollte es da keine Auswege geben? Es ist wie früher mit den Bananen. Sie wurden als Schiffsballast mitgebracht und in den Hafenstädten sozulagen verschleudert. Heute sind sie so teuer geworden, daß der Wert einer Banane eigentlich zu ihrem Preis in keinem Verhältnis mehr steht. Ihre Beliebtheit wird sich dadurch wieder verringern. Soll es mit dem Thunfisch auch so gehen? Ist es nicht praktischer, den großen Absatzmarkt Deutschland diesem Nahrungsmittel zu öffnen und dem deutschen Volke eine billige, wohlschmeckende und nahrhafte Speise zugänglich zu machen, statt diese Werte in den Seifenfabriken vernichten zu lassen?

Defraudanten.

Skizze von Willy Wagner-Stürmer.

„Ignaz Goldt ist keine ehrliche Haut.“ flüsterter der Chef der Firma Brochatti u. Co. menschenkundig vor sich hin und dachte dabei trotzdem an Gehaltsaufbesserung. Er warf liebevoll einen Blick durch die Kontorscheiben nach dem jungen Manne, der krumm über dem dicken Hauptbuch lag. Ich werde ihn befördern, dachte der Chef des Bankhauses weiter und setzte den Gedanken sogleich in die Tat um.

Nach wenigen Sekunden stand der Berufsdefraudant Ignaz Goldt vor ihm. Demütig, mit dem treuen Blick in den Augen, den er seit jenen Jahren hinter schwebenden Gardinen nicht mehr los wurde. Dieser Blick war ihm eigen geworden, er war das Glanzstück seiner Maske. Ihm verdankte er seine Stellung, und dieser treu Blick war schuld an seinem Aufstieg. Ignaz Goldt wußte es. Selbst auf seinem Steckbrief war er stets als besonderes Merkmal verzeichnet.

„Herr Goldt,“ sagte der Chef und strahlte vor innerem Vergnügen, während er seinem Angestellten gläubig in die treuen Augen schaute, „ich trage mich mit dem Gedanken, Sie zu befördern.“

Ignaz Goldt nickte schweigend und ergeben mit dem Kopfe, als sei das etwas Selbstverständliches. Nur seine treuen Augen zeigten für Sekunden ein gefährliches Glimmen.

„Ich werde Sie zum Hauptkassier machen und Ihnen ein Duplikat von dem Kassenschrankschlüssel aushändigen. Hoffentlich werden Sie mein Vertrauen zu würdigen wissen.“

Goldt legte ergeben die Finger aufs Herz, verbeugte sich und fand vor freudigem Schreck keine Worte. Das war mehr, als er in seinen kühnsten Träumen je erwartet hatte. Der Chef soll sich nicht in mir täuschen, dachte Ignaz Goldt. Fast hätte er damit selbst an seine Ehrlichkeit geglaubt.

Seit jenem Tage hütete er den großen Tresor. Der Blick seiner Augen war noch demütiger geworden, er verzog den Rücken über dem Hauptbuch wie ein Akrobat und verließ täglich als Letzter das Bankhaus Brochatti u. Co.

Irgendeine neugewonnene Kunde hatte bei der etwas anrüchigen Firma mehrere Millionen in neuen Kronenscheinen deponiert, erklärte ihm der Chef eines Morgens, da Goldt sich am vergangenen Tage einen falschen Paß verschafft hatte. Dafür wäre die Gelegenheit jetzt so günstig, dachte Goldt und überrechnete schon leise seinen Gewinn.

Am nächsten Morgen mußte der Chef tatsächlich verreisen. Für mehrere Tage.
„Herr Goldt,“ sagte er und strahlte vor innerem Vergnügen, während er seinem Angestellten gläubig in die Pupillen sah, „ich werde verreisen müssen und überlasse Ihnen für diese Zeit die Aufsicht über die Firma. Ich hoffe, daß Sie mein Vertrauen zu würdigen wissen.“

Und abermals legte der Angestellte die Finger auf das Herz und verbeugte sich ergeben.
Damit hielt Ignaz Goldt die ersehnte günstige Gelegenheit für gekommen. Die Bahn war frei.

Als der menschenkundige Chef nach einigen Tagen wiederkam, war sein Vertreter mit den treuen Augen verschwunden und mit ihm jenes Millionendepot nagelneuer Kronenscheine irgendeines Kunden. Der Chef hatte dies erwartet. Die Polizei jagte Steckbriefe hinter dem wohlbekannten Defraudanten her, Brochatti jammerte über seine schlechten Menschenkenntnisse, und die Versicherungsgesellschaft zahlte irgendeinem Kunden drei Millionen Kronen aus.

Der Defraudant Ignaz Goldt mußte jedoch nach einiger Zeit im Ausland flüchtend die traurige Feststellung machen, daß seine Beute aus falschen Noten bestand. Trotz der vorzüglichen Maske und den reichen Erfahrungen.

Die Firma Brochatti u. Co. war wenige Tage vorher in andere Hände übergegangen. Ihr menschenkundiger Chef aber verschwand mit den drei echten Millionen der Versicherungsgesellschaft in Brasilien und lebte dort unter falscher Flagge glücklich und zufrieden.

Die Vogelinsel Taporkoff.

Wir unternahmen täglich Fahrten nach verschiedenen Richtungen, wobei wir jedesmal eine bunte Beute an Tieren und Pflanzen heimbrachten, die gehörig präpariert und den Sammlungen einverleibt wurden. Die Nachbarn wunderten sich manchmal nicht wenig über unser Tun und hielten uns wohl gar für närrisch, wenn wir Fliegen Ratten und Fische fingen und alle möglichen Arten Gras sammelten.

Zu den lohnendsten Ausflügen in Kamtschatka gehören jene zu den Vogelbergen vor der Küste. Ich will eine solche Fahrt schildern. Wir wendeten uns zunächst der klippigen Insel Taporkoff zu, die südlich des Einlaufes in die Awatschabai und etwa 35 Werst von Petropawlowsk entfernt im Stillen Ozean liegt. Von ihr wurde behauptet, daß sie der Nistplatz von Tausenden und aber Tausenden von Schwimmbögeln sei.

In einem Motorboot verließen wir an einem Augusttage den kleinen, wirklich gut geschützten Hafen von Petropawlowsk. Bald sind wir weit draußen in der Awatschabai. Draußen auf dem Wasser schwimmen einzelne Vögel, es sind Taporke (*Lunda cirrhata*) und Arras (*Uria lomvia arca*), zwei für die Küsten Kamtschatkas typische Vögel. Der erste ist ein sehr eigenartiger Vogel: er ist kohlschwarz, hat einen roten Schnabel und rote Füße und zwei lange, gelbe Federbüsche auf dem Kopf. Er gehört zu den Altvögeln und hat es nicht leicht, rasch vom Wasser aufzuzugeln. Wenn sich das Motorboot nähert, versucht er erst, davonzuschwimmen, sieht aber bald ein, daß das nicht gelingen wird, und versucht aufzuzugeln, aber der Körper ist zu schwer. Er peitscht das Wasser erst einige Zeit mit den Schwingen, ehe es ihm gelingt, sich über die Wasserfläche zu erheben. Dann aber geht es um so besser. Der Arra gleicht unseren Trottelstummeln. Er ist auf dem Rücken schwarz und auf der Unterseite weiß und taucht, wenn ein Boot sich nähert, lieber unter, als daß er aufsteigt. Dann kommen ein paar Kormorane (*Phalacrocorax pelagicus*), große schwarze Vögel mit langen Halsen, die über das Boot dahinfliegen. Wir nähern uns dem Auslauf und die Weinungen des Meeres machen sich bemerkbar. Das Einfahrtstor vom Ozean in die Awatschabai ist sechs bis sieben Kilometer lang und etliche Kilometer breit. Es gibt da draußen mehrere Klippen und Untiefen, und die Aus- und Einströmungen sind stark. Die Küsten sind auf beiden Seiten klippenreich. Es ist deshalb in Sturm und Nebel für Seefahrer eine gefährliche Passage.

Im inneren Teil dieser Durchfahrt liegt die große Vogelklippe „Babuschka“ (Großmutter), die unersteigbar ist und einer großen Kolonie Möwen und Taporken als Heimstatt dient. Etwas weiter draußen liegen auf der anderen Seite nebeneinander drei hohe, schmale Klippen, die gewissermaßen im Wasser stehend balancieren. Es sind die von unzähligen Möwen bewohnten „Tri Brati“ (drei Brüder).

Die Vogelschwärme werden immer zahlreicher. Sie streichen in großen Gruppen daher, zumeist Arras, Taporke und Kormorane, aber auch vereinzelt Möwen. Je näher wir der Insel

kommen, desto dichter schwärmen die Vögel. Besonders die Taporke nehmen an Zahl zu.

Wir sind jetzt dicht bei der Insel. Zu all den übrigen kommen nun Tausende und aber Tausende, die sich von den Felswänden und den Grasabhängen der Insel heraus- und herunterstürzen. Um das Schauspiel noch großartiger zu machen, feuerten wir einen Schuß ab. Der Erfolg übertraf alle Erwartungen. Das waren nicht mehr Tausende, sondern Zehntausende, die eine schwärmende Wolke um uns herum bildeten. Es war ein Schauspiel wie etwa auf den weltberühmten Vogelbergen an den Westmannsinseln vor der Südküste Islands, die ich ein Jahr vorher fast am selben Tag besucht hatte.

Es dauerte recht lange, bis die aufgestörten Massen sich wieder beruhigt hatten.

Nur auf einer Seite der Insel gibt es einen schmalen Strandstreifen, wo man landen und in notdürftigster Beschränkung ein Zelt aufschlagen kann. Dort richteten wir unser Zelt auf den Strandsteinen auf, denn wir beabsichtigten, einige Tage zu bleiben.

Die Vögel graben sich ihre Horste in den Boden der grasbekleideten Abhänge hinein, in Höhlen, die gewöhnlich über einen Meter tief in den Boden reichen. Wir klettern einen steilen Hang hinauf, an dem viele Höhlen lagen. Einer der Russen steckte den Kopf in eines der Löcher, fuhr aber rasch wieder zurück. Ein Tapork war ihm ins Gesicht gefahren und hatte ihm mit seinem scharfen Schnabel die Oberlippe auseinandergehauen. Mit diesen Schnäbeln, die dem Vogel den Namen gegeben haben, ist wahrhaftig nicht zu spassen. Tapork bedeutet nämlich „kleine Art“. Der arme Seemann hatte für sein Leben eine Hasenscharte abbekommen, und sicherlich guckt er nie mehr in eine Taporkhöhle hinein.

Mehrere Tage lang studierten wir nun das reiche Tierleben auf der Insel. Die Taporke waren dort draußen die Charaktervögel. Alle horsteten in den unglaublich üppigen Grasabhängen, die einen großen Teil der Insel einnehmen. Da lag Loch neben Loch, alle mit kleinen, weulichen, kohlschwarzen Jungen besiedelt, denn das Brutgeschäft war zu dieser Zeit schon vorüber. Zwischen Höhlen und Meer ging ein Hin- und Herstreifen der Alten. Der Tapork ist ein geschickter Fischer, und den Schnabel voll kleiner Fische für seine Jungen, kommt er zum Abhang zurückgebraut und läßt sich bei seiner Höhle nieder.

Wenn die Taporke im Monat Juli Eier haben, fährt immer ein Teil der Petrowawlowsker zur Insel hinaus und sammelt sie. Sie benötigen Taporkoff gewissermaßen als ihren Hühnerhof und tragen Hunderte von Eiern fort, die sie dann im Haushalt verwenden. So lange wir auf der Insel weilten, lebten wir hauptsächlich von Taporkfleisch. Es hat einen etwas trügerischen Geschmack, ist aber genießbar. Aber es hat gewisse Nachteile seine Mahlzeiten im Freien unter den schwärmenden Vogelmassen einzunehmen, und hie und da bekam man eine unangenehme Mahnung, sich unter ein Dach zu setzen. Zuweilen mußten wir uns deshalb ins Zelt zurückziehen, was auf der Oberseite teilweise die Farbe wechselte.

An den hohen Felswänden, die senkrecht ins Meer abstürzen, wohnen die Arras und Kormorane, die ihre Horste in die Felsen bauen. Ganz oben auf der Insel gab es ein Plateau mit üppigem Pflanzenwuchs. Auf dem höchsten Punkt, der eine prächtige Aussicht über die felsige Küste, die Gebirgslandschaft, die Vulkane und das blaue Meer gewährte, stand eine Bambusstange mit einer verblühten und zerfetzten japanischen Flagge im Topp. Eine Rabenfamilie hielt sich dort oben auf. Sie mußte während eines großen Teiles des Sommers wohlgedeckten Tisch und immer Eier zum Frühstück haben.

(Mit besonderer Erlaubnis des Verlages Strecker u. Schröder, Stuttgart, dem Buche „Vulkane, Varen und Komaden.“ von Sten Bergmann, entnommen.)

Alte Liebe.

Von Johann Voas.

Ann-Dorthe wohnt in einer kleinen, baufälligen Hütte, die weit hinten zwischen den Heidehügeln gut versteckt und geschützt liegt, aber diese malerische Hütte ist doch nicht besser versteckt, als daß die Sommergäste unten im Fischerdorf jedes Jahr den Weg zu ihr finden können. Ann-Dorthe versteht eigentlich gar nicht, warum die Leute immer zu ihr kommen, denn sie spricht selten mit ihnen und geschieht das wirklich einmal, dann dauert die Unterhaltung meistens nicht sehr lange und ist von Ann-Dorthes Seite meist recht einsilbig.
Immer trägt sie dasselbe Kleid, seit Jahren immer dasselbe. Dieses Kleid ist weoen seines bunten Aussehens höchst sonderbar, es besteht aus lauter Flecken, die sie selbst zusammengesetzt hat, wie einen Teppich. Es gibt aber Leute,

die in Ann-Dorthes Schrank die herrlichsten Kleider aus Wolle und Seide gesehen haben wollen. Gleichfalls ist es kein Geheimnis, daß Ann-Dorthe viel Geld hat — und keine Erben — daher erklärt sich vielleicht ein Teil des Interesses.

An ihrem Alter gemessen, ist ihre Geschichte lang, aber sie ist schnell erzählt.

Ann-Dorthes Vater besaß den größten Hof der Gegend und nur die eine Tochter. Ihr Kamerad aus Kindertagen hieß Jörgen Kristian und war Sohn eines Fischers, der im übrigen später erkrankte, als der Junge sich im Konfirmationsalter befand. Bald darauf ging Jörgen Kristian zur See, schlug sich mehrere Jahre auf Schiffen durch die Welt, sparte Geld und machte sein Steuermannsexamen. Darauf kam er heim zu seiner alten Mutter, die noch im Fischerdorf lebte.

Ann-Dorthe und Jörgen Kristian trafen sich wieder. Die Freundschaft der Kindertage reifte zur Liebe heran, zu einer Liebe, die den Eltern Ann-Dorthes nicht lange geheim blieb. Ihr Vater war ein Mann von altem Schrot und Korn, der keinen anderen Willen duldete, als den seinen. Gewiß, Jörgen Kristian war ein anständiger, netter und tüchtiger junger Mann, aber sein Sparkassenbuch war nicht so umfangreich wie Ann-Dorthes Vater sich das wünschen mochte. Eines Tages ließ er Jörgen Kristian zu sich kommen, um mit ihm zu sprechen. Die Unterredung dauerte nicht sehr lange und tags darauf reiste Jörgen Kristian nach Amerika. Ann-Dorthe wurde später mit dem Sohn des Nachbarhofes verheiratet und beide Höfe wurden vereint.

Jörgen Kristian verheiratete sich schließlich auch und wurde Kapitän. Jedes Jahr, es pflegte um die Weihnachtszeit zu sein, schrieb Jörgen Kristian an Ann-Dorthe, und genau so regelmäßig schrieb sie ihm wieder.

Jörgen Kristians Frau war längst gestorben, und im selben Jahr als Ann-Dorthe siebzig Jahre alt wurde, starb ihr Mann.

Eines Tages packte das Heimweh den guten Jörgen Kristian doch zu gewaltig. Er schrieb ihr, die er liebte, daß er gern heimkehren möchte — man hätte das ja schon früher erlebt, daß alte Leute sich verheiratet hätten, und darüber, daß er ihr das Alter schon gestalten wolle, könne sie ja nicht im Zweifel sein.

Sie antwortete darauf, daß er ja gern kommen könne, aber er dürfe nicht vergessen, daß sie ja nicht mehr dieselbe sei wie damals — in jungen Tagen. Das dürfe er wirklich nicht vergessen.

An einem hellen Sommertage glitt das Amerikaschiff in den blauen Sund.

Jörgen Kristian fühlte sich wieder ganz jung. Ihm war, als solle er ein verfehltes Leben noch einmal leben. Sie hatte ihm versprochen, ihn in Kopenhagen zu erwarten. Als der Dampfer sich anschickte, anzulegen, stand er an Deck und spähte nach ihr aus. Es war nicht so leicht, Ann-Dorthe zu erkennen zwischen dem buntbewegten Menschenknäuel am Kai.

Die Landgangsbrücke war mit Gepolter herabgegangen, und Jörgen Kristian nahm sein Handgepäck und ging an Land — aber — gerade als sein Fuß die Heimaterde berührte, sank er um — tot — ein Herzschlag hatte ihn getroffen. Die Erregung und Spannung, die Freude, wieder daheim zu sein, Ann-Dorthe in die Arme zu schließen, hatten ihn vollkommen überwältigt.

In einem schönen, weißen Sarg kam Jörgen Kristian heim zu Ann-Dorthe. Aus den spärlichen Blumen ihres Gartens band sie ein Kreuz und legte es auf seinen Sarg.

„So kamst du doch heim zu mir, Jörgen Kristian, wenn auch nicht auf die Art, wie du und ich gedacht hatten, aber es ist wohl am besten so.“

Ann-Dorthe besorgte die Beerdigung. Viele gingen nicht mit, denn fast alle, die ihn gekannt hatten, waren tot.

Aber auf seinem Grab auf dem kleinen Fischerkirchhof ließ Ann-Dorthe ein großes, weißes Marmorkreuz ihm zu Ehren errichten. Unter seinen Namen ließ sie die Worte setzen:

„Amantia vincit omnia.“

Das hatte sie einmal in einem Buch gelesen und das sollte bedeuten, daß Liebe über alles siege.

Mehrere Male in der Woche kann man regelmäßig eine kleine, alte, vornübergebogene Frau sehen, die gemächlich des Weges schreitet, der von den roten Heidehügeln zum Fischerdorfe führt. Man sieht dann das merkwürdige, hunteckige Fleckenkleid hinter der Eisentür des Friedhofes verschwinden. Sie steuert auf das Grab mit dem weißen Marmorkreuz zu, steht einen Augenblick still und streut einige Blumen aufs Grab, murmelt einige Worte und wandert dann wieder heimwärts hinter die Heidehügel.

Jörgen Kristians Grab ist die einzige Gesellschaft, die Ann-Dorthe während vieler Jahre gesucht hat.